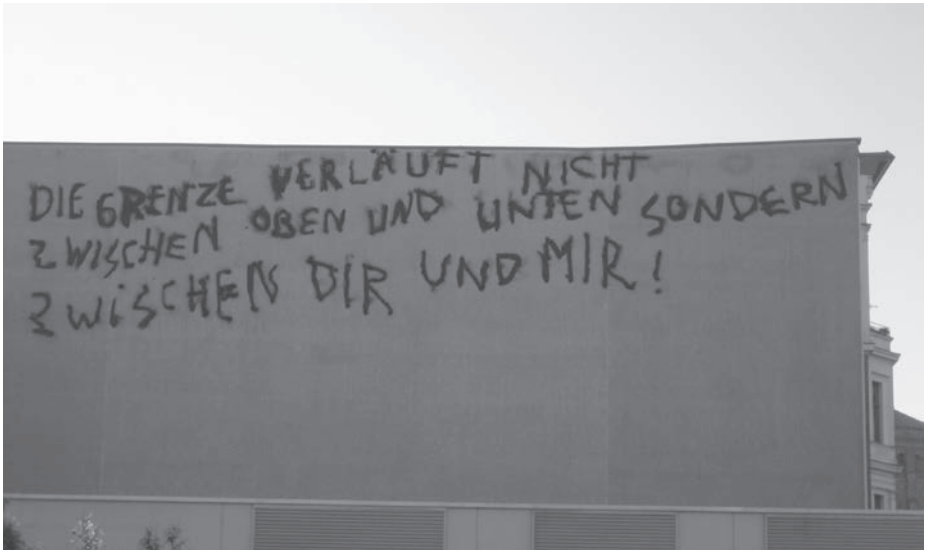


Briefe

Zur Orientierung im Konflikt Mensch – Erde



Zwischen den Zeiten

Ein Mensch Vergangenheit bewältigt –
Die Zukunft sich ver Hundertfältigt!

Eugen Roth

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser der BRIEFE,

„Die Grenze verläuft nicht zwischen oben und unten sondern zwischen dir und mir!“ Dieser Schriftzug auf einer Brandmauer in Berlin veranlasst die Studentin Elisabeth M. Hofmann, über die soziale Relevanz von Werten nachzudenken. Carsten Passin berichtet über das Projekt DenkWege zu Luther. Es bietet jungen Menschen Gelegenheit und Raum für einen philosophischen Austausch über ihre Lebensthemen, Wertmaßstäbe und Glaubenshaltungen. Dass auch Engel über Grundwerte streiten, erfahren Sie im theologischen Zwischenruf von Curt Stauss.

Siegrun Höhne widerspricht Professor Reinhard Szibor, Molekularbiologe, der die Verfügbarkeit der Grünen Gentechnik in Entwicklungsländern zur Versorgungssicherheit der Bevölkerung und zum Schutz der natürlichen Ressourcen einfordert und über moralische Postulate die Diskussion zum Thema in den Kirchen neu zu eröffnen sucht.

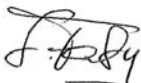
Jörg Göpfert blickt zurück auf die Tagung „Zukunftsprojekte der Kernenergie – Visionen ohne Perspektive?“ und resümiert über die Chancen neuer Sicherheits- und Entsorgungskonzepte und einer weiterentwickelten Kernfusion.

Wissen Sie, was ein Wasserfußabdruck ist? Und dass wir eine Wasserimport-Nation sind? In einem weiteren Beitrag erfahren Sie Wichtiges über „virtuelles Wasser“, über die Auswirkungen unseres Lebensstils auf die Export-Nationen und darüber, wie wir durch achtsames Konsumverhalten Wasser „im Einkaufswagen“ sparen können.

Und schließlich ein Blick auf die Zukunft unserer Wälder. Bernd Dost stellt die Waldstrategie 2020 in Sachsen-Anhalt vor.

Viele spannende Themen, neue Namen und Persönliches erwarten Sie in der letzten BRIEFE-Ausgabe des Jahres 2011. Viel Freude beim Lesen und herzliche vorweihnachtliche Grüße aus Wittenberg!

Ihre



Dr. Susanne Faby

Forschungsstelle für ökologische Bildung und Beratung
Studienleiterin für Naturwissenschaft und christliche Ethik

Ein biblischer Grundwertestreit im Advent

Frieden zu Weihnachten, diese Botschaft kennen nicht nur Kirchgänger/-innen. Die Sehnsucht nach Gerechtigkeit im Advent – sie wird genährt durch die Lesungen der vier Sonntage und besonders durch den Psalm am 3. Advent:

Frieden seinem Volk und denen, die Gott lieben,
dass sie sich nicht zur Mutlosigkeit wenden.
Ja! Nahe ist sein Befreien denen, die Gott ergeben sind,
dass glanzvolle Würde in unserem Land wohne.
Freundlichkeit und Verlässlichkeit treffen aufeinander.
Gerechtigkeit und Frieden küssen sich.
Verlässlichkeit wird aus der Erde sprießen,
Gerechtigkeit vom Himmel herabschauen.
Auch gibt Gott das Gute. Unser Land gibt seinen Ertrag.

So werden wir (oder so ähnlich – dies hier ist die schöne Übersetzung der „Bibel in gerechter Sprache“) Psalm 85 mitten im Advent beten. Werden wir eingestimmt in eine fast schon weihnachtliche Harmonie, werden Gerechtigkeit und Frieden sich küssen? Oder zeichnet sich hier, wie die neuere Bibelwissenschaft zeigt, eher ein biblischer Grundwertestreit in unser Beten ein?

Gerechtigkeit und Frieden – was tun sie in Psalm 85? Naschak kann küssen heißen, aber auch andere Aspekte von ‚sich berühren‘, ‚sich aneinander reiben‘ sind möglich: rüsten, den Bogen spannen, kämpfen, nicht-freundliche Berührungen eben, aggressive Reibung. Aber ebenso gehören die freundlichen, ja die erotischen Reibungen ins Wortfeld, bis hin zum Küssen zum Beispiel!

Sehen wir etwas genauer auf die vier in Psalm 85 aufgeführten Grundwerte: chäsäd (Liebe, Freundlichkeit), ämät (Wahrheit, Verlässlichkeit),

tsädäq, tsedaq (Gerechtigkeit, Solidarität, aber auch: Geldspende), und Schalom (Frieden, das allseitige Genug- und Genüge-Haben).

In dem Midrasch Bereschit rabba zu Gen 1, 26 wird erzählt, dass die Engel gegen den Plan, Menschen zu erschaffen, protestieren. Ihr Streit wird mit Hilfe der vier ‚Grundwerte‘ von Psalm 85 interpretiert. In einer Art himmlischen Rollenspiels übernimmt je ein Engel einen ‚Wert‘. Ich zitiere Jürgen Ebach: „Um einen Grundwertestreit im Himmel also geht es. Dabei argumentieren alle Engel so, wie es ihrem „Ressort“ entspricht: Der Liebe kann es reichen, dass der Mensch liebesfähig sein wird. Was er noch sein kann und sein wird, muss die Liebe nicht kümmern; sie ist nicht prinzipienfest. Anders die Wahrheit. Sie kann keine einzige Lüge dulden. Aber welches Leben hielte vor dieser Instanz stand, herrschte allein sie? Die Gerechtigkeit wird dem Menschen eine Chance lassen, vor allem, wenn sie als biblische Gerechtigkeit den Schwachen zum Recht verhelfen will. Erstaunlich streng ist der Frieden, der freilich darin (wie ja auf seine Weise jeder Engel) Recht hat, dass der größte Feind des Friedens der Mensch ist.“

Psalm 85 war einer der Grundtexte der kirchlichen Friedensarbeit. Die tiefe Sehnsucht nach Harmonie schien hier erfüllt zu werden. Werden Gerechtigkeit und Frieden sich küssen? In der Regel wurden freilich von den im Psalm zu vernehmenden vier nur zwei ‚Grundwerte‘ genannt; die anderen zwei, Wahrheit und Liebe, kamen eher ausnahmsweise vor – obwohl (oder weil?) an ihnen sogleich ins Auge springt: Sie vertragen sich eher selten!

Gott entscheidet den himmlischen Grundwertestreit schließlich so, dass er die Wahrheit auf die Erde wirft – weil sie eine Neigung habe, sich aufzuspielen ... So muss sie ganz unten beginnen – und kann dann aufsprühen, wachsen! Gerechtigkeit und Frieden – ein Arbeitsprogramm? Jedenfalls klingt die Folge nun nicht mehr ganz so harmonisch wie sie in kirchlichen Kreisen oft klingt.

¹ Aggadische Dogmatik? - Aggadische Dogmatik, in:

Gott wahr nehmen, FS Christian Link, Neukirchen 2003, S. 246

Ja, ein Arbeitsprogramm! Führe den Streit um die Grundwerte. Entscheide mutig. Sündige tapfer. Wer handelt, wird schuldig. Und wer nicht handelt?

Curt Stauss, Studienleiter an der Evangelischen Akademie

Biografisches

Seit Oktober 2011 arbeite ich in Wittenberg als Studienleiter an der Evangelischen Akademie. Ich bin evangelischer Pfarrer, 1948 geboren, verheiratet und Vater von sechs Kindern. Meine erste Berufsausbildung hatte ich als Autoschlosser. Nach dem Theologiestudium war ich



Pfarrer in verschiedenen Gemeinden und in Leitungsaufgaben. In den 80er Jahren habe ich mich am Aufbau eines Netzwerkes der Basisgruppen in der DDR beteiligt und von 1986 bis 1999 im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags mitgearbeitet. Seit 2003 gehöre ich zum Herausgeberkreis der Zeitschrift ‚Evangelische Theologie‘. Die Vernetzung der Gegenwartsthemen – Gerechtigkeit, Frieden, die Bewahrung der Schöpfung – mit der biblischen Botschaft ist die Art von Theologie, die ich leidenschaftlich gern betreibe. Seelsorge und politische Bildung zu verbinden hat mich der Rat der Evangelischen Kirche 1995 gebeten: Als Beauftragter für Opfer der SED-Kirchenpolitik. Dafür habe ich nun ausreichend Zeit und kann die ausgezeichneten Rahmenbedingungen der Ev. Akademie in Wittenberg nutzen. Arbeitsschwerpunkte werden sein: Theologische Arbeit zu Schuld, Sünde und Scham, zu Vergebung, Vernarbung und Versöhnung; Ausbau des Netzwerkes für Diktaturfolgenberatung; Kooperation mit Kolleg/-Innen in der Akademie zu Aufgaben der Kirchen in der Zivilgesellschaft.

Neuer Umweltbeauftragter in Sachsen



Liebe Leserinnen und Leser,

seit 1. November arbeite ich in der Evangelischen Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis als Referent für Umwelt und ländliche Entwicklung (www.hvhs-kohren-sahlis.de). Gleichzeitig wurde ich zum Umweltbeauftragten der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens berufen.

Zuvor war ich als Projekttechniker im IT-Vertrieb tätig. Ich bin 45 Jahre alt und wohne in Stollberg (Erzgebirge). Als Prädikant arbeite ich ehrenamtlich in unserer Kirchgemeinde mit.

Seit vielen Jahren lese ich die „Briefe“ und versuche jetzt auch mit meiner Arbeit die theologischen und praktischen Seiten der Bewahrung der Schöpfung zu reflektieren. Geprägt vom Konziliaren Prozess, bewegt mich schon lange die Frage nach der konkreten Verantwortung der Christen. Hier gilt es zum einen, grundlegend zu informieren und zu motivieren, zum anderen aber auch, konkrete Vorhaben in Angriff zu nehmen und bereits vorhandene Projekte wie den „Grünen Hahn“ weiterzuentwickeln. Dabei ist es für mich wichtig, auch komplexe Zusammenhänge wie weltweite Abhängigkeiten und Problemverlagerungen im Blick zu behalten.

Ich danke meinem Vorgänger Joachim Krause, auf dessen Arbeit ich nun aufbauen kann.

Heiko Reinhold

Evangelische Heimvolkshochschule Kohren-Salis
Zentrum für den ländlichen Raum
Pestalozzistr. 60 a | 04655 Kohren-Sahlis
Telefon: (034344) 61861 | Fax: (034344) 61862
Internet: www.hvhs-kohren-sahlis.de

Die Waldstrategie 2020 wird uns auch in der nächsten Ausgabe der BRIEFE beschäftigen. Im Folgenden lesen Sie den Vortext zur Publikation von Bernd Dost, dem Leiter des Landesforstbetriebs Sachsen-Anhalt.

Waldstrategie 2020 in Sachsen-Anhalt

Vortext

Die Waldstrategie 2020 des Landesbeirats Holz Sachsen-Anhalt will den Entscheidungsträgern in Politik und Verwaltung für den Themenkomplex Wald und Holz die nötigen Sachargumente liefern und Lösungsansätze für eine ausgewogene und zukunftsfähige Wald- und Klimapolitik aufzeigen.

Wald und Forstwirtschaft leisten nicht nur einen erheblichen Beitrag zum Klimaschutz, sondern sind vom Klimawandel direkt betroffen. Die Risiken von Schadereignissen werden größer, gleichzeitig verändern sich Leistungsfähigkeit und Stresstoleranz der Waldbäume. Diese Veränderungen müssen politisch aufgefangen werden.

Die Sicherung der vorhandenen Holzressourcen für eine nachhaltige Nutzung hat eine besonders herausragende politische Bedeutung, weil Wald und Holzprodukte als CO₂-Speicher eine herausragende klimatische Funktion erfüllen und Holz ein extrem klimafreundlicher Rohstoff ist und damit klimapolitische Ziele bedient. Das Cluster Forst und Holz hat gerade in Sachsen-Anhalt mit 18.000 Arbeitsplätzen in den strukturschwachen ländlichen Regionen eine große wirtschaftspolitische Bedeutung, und Wald bzw. Forstwirtschaft erfüllen auch andere verstärkte Ansprüche an den Wald, insbesondere Erholung.

Bei künftigen Abwägungsentscheidungen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Ansprüchen an den Wald muss daher der Verfügbarkeit des Rohstoffs Holz ein stärkeres Gewicht eingeräumt werden.



In Sachsen-Anhalt liegen große Teile des Waldes in verschiedenen Schutzkategorien nach Naturschutzrecht oder sind in absehbarer Zeit für eine Ausweisung vorgesehen. Der Landesbeirat Holz fordert daher, dass weitere Einschränkungen der Nutzfunktion unterbleiben müssen oder an anderer Stelle durch Lockerung vorhandener Restriktionen kompensiert werden. Die Produktion von Holz auf derzeit landwirtschaftlich genutzten Flächen muss aus Sicht des Landesbeirates Holz insbesondere auf schwachen Standorten deutlich forciert werden. Die Forstbetriebe sind Träger einer nachhaltigen Holznutzung, und demzufolge müssen diese Betriebe von den Restriktionen anderer Interessen am Wald entlastet und in ihrer wirtschaftlichen Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit gestärkt werden.

Der Landesbeirat Holz schlägt vor, ein ideologiefreies Leitbild für den Wald der Zukunft zu entwickeln, den Waldbesitzer bei Abwägungsentscheidungen zu entlasten, den Einsatz von Förderinstrumenten zur Erhöhung der organisatorischen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Forstbetriebe insbesondere im Kleinprivatwald zielgerichteter

zu organisieren und die Ausrichtung der Forstpolitik auf die zu erwartenden klimatischen Veränderungen zu forcieren.

Die Handlungsvorschläge der Waldstrategie 2020 sollten auf breiter Basis weiter diskutiert, spezifiziert und umgesetzt werden.

Bernd Dost

Leiter Landesforstbetrieb Sachsen-Anhalt

Herausgeber:

LANDESBEIRAT HOLZ Sachsen-Anhalt

c/o Architektenkammer Sachsen-Anhalt

Fürstenwall 3

39104 Magdeburg

Telefon: (0391) 536110 | Fax: (0391) 5361113

Internet: www.sachsen-anhalt.infoholz.de

Die Evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland wollen ihre Anstrengungen in Sachen Umweltschutz verstärken.

Synode der Evangelischen Landeskirche Anhalts

Umweltschutz

In einer EntschlieÙung sprachen sich die Synodalen dafür aus, den Schutz der Umwelt auch für den Bereich der Kirche stärker in den Blick zu nehmen. Im Einzelnen gehe es etwa darum, Anlagen zur regenerativen Gewinnung von Energie auf Kirchenland gezielt zu fördern, bei den Anhaltischen Kirchentagen anstelle von Wegwerfgeschirr mit einem Spülmobil zu arbeiten, beim Pflegen der kirchlichen Friedhöfe Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes stärker zu berücksichtigen sowie für alle Pfarrhäuser einen Energiepass zu erstellen und die daraus resultierenden Konsequenzen für die energetische Sanierung zu ziehen.

Evangelische Kirche in Mitteldeutschland

Investieren in erneuerbare Energien

Die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland (EKM) will verstärkt in die Erzeugung erneuerbarer Energien investieren. So wird Kirchengemeinden und Kirchenkreisen empfohlen, die Installation von Photovoltaikanlagen auf eigenen Gebäuden ernsthaft zu prüfen. Gleichzeitig will die Landeskirche selbst in die Energie-Erzeugung durch Solar- sowie Windkraftanlagen einsteigen. Standorte für Modellprojekte werden bereits geprüft. „Die EKM mit ihren Kirchengemeinden, Kirchenkreisen und landeskirchlichen Einrichtungen verbraucht jährlich 33 Millionen Kilowattstunden Strom. Unser Ziel ist es, genauso viel Strom auf ökologische Weise selbst zu erzeugen“, erläutert Oberkirchenrat Stefan Große, Finanzdezernent der EKM. Für die Umsetzung der Projekte wird ein Betrieb gewerblicher Art (BgA) in Trägerschaft der EKM gegründet.

Die Anregung für das Vorhaben stammt von der Herbsttagung der Landessynode im Jahr 2010. Hier war beschlossen worden, zu prüfen, ob die EKM auf kirchlichen Gebäuden und kirchlichen Grundstücken Investitionen in erneuerbare Energien vornehmen kann. Daraufhin wurde unter anderem eine Fachtagung zum Thema in Erfurt veranstaltet. Dort bestand Konsens darüber, dass die Branche der erneuerbaren Energien wegen der Verpflichtung zur Bewahrung der Schöpfung ein geeignetes Betätigungsfeld für die EKM bietet.

Zukunftsprojekte der Kernenergie – Visionen ohne Perspektive?

Von Jörg Göpfert

Spätestens im Jahr 2022 ist Schluss. Dann wird das letzte der heute in Deutschland betriebenen Atomkraftwerke abgeschaltet. So hat es die Bundesregierung im Sommer 2011 beschlossen – mit breiter Zustimmung im Deutschen Bundestag. Doch was bedeutet das für die Kernenergieforschung und -entwicklung in Deutschland? Was wird – unter den Vorzeichen der Energiewende – aus Zukunftsprojekten wie „inhärent sicheren“ Kernspaltungsreaktoren, der „Transmutation“ radioaktiver Abfälle oder der Kernfusion? Dieser Frage gingen Kernenergiebefürworter und -kritiker auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt Mitte Oktober 2011 nach.

Die Kernenergie wird in Deutschland auch nach 2022 noch lange ein wichtiges Thema sein. Denn bis dahin haben sich etwa 14.000 Tonnen radioaktiver Abfälle in Form abgebrannter Brennstäbe angehäuft. Und die müssen sicher entsorgt werden, was entsprechende Fachkenntnis voraussetzt. Doch wie mit diesen Abfällen am besten umgegangen werden sollte, ist eine offene Frage, die auf der Tagung intensiv diskutiert wurde.

Arnd Junghans vom Helmholtz-Zentrum Dresden-Rossendorf forscht an der „Transmutation“. Was wie Hexenwerk klingt, ist weit weniger spektakulär, aber dafür viel komplizierter. Junghans versucht, langlebige Radionuklide wie das hoch giftige Plutonium mit Hilfe von schnellen Neutronen zu spalten, sodass weniger giftige Spaltprodukte entstehen, die noch dazu weniger lange strahlen. „Das kann die Endlagerproblematik nicht vollständig lösen, aber erheblich entschärfen“, sagte Junghans und warb für dieses Verfahren mit Zahlen.

Normalerweise dauere es 200.000 Jahre, bis ein abgebranntes Brennele-

ment auf jene Radiotoxizität abgeklungen sei, die es vor Betriebsbeginn im Reaktor hatte. Dieser lange Zeitraum werde durch das Plutonium und seine Zerfallsprodukte bestimmt. Wenn es gelinge, das gesamte Plutonium in einem abgebrannten Brennelement gezielt zu transmutieren, blieben nur noch „minore Aktiniden“ wie Neptunium, Curium oder Americium übrig. Bis diese durch natürlichen Zerfall die Ausgangsradiotoxizität erreicht hätten, würde es dann „nur“ noch 10.000 Jahre dauern. Wenn auch die minoren Aktiniden transmutiert werden könnten, ließe sich die Abklingzeit auf etwa 300 Jahre verkürzen.

Am belgischen Kernforschungszentrum in Mol sei nun das sogenannte MYRRHA-Projekt (Multi-purpose hYbrid Research Reactor for High-tech Applications) gestartet worden. Bis 2023 solle dort eine Anlage errichtet werden, mit der die Transmutation von Plutonium erprobt werde. Die belgische Regierung habe zugesagt, 40 Prozent der Kosten von insgesamt einer Milliarde Euro zu übernehmen, 60 Millionen Euro seien bis 2014 bereits genehmigt. Der Rest fehle noch. Für den Praxisbetrieb bräuchte man in Deutschland acht Anlagen mit jeweils der zehnfachen MYRRHA-Leistung. Damit könnten in 100 Jahren 100 t Plutonium vollständig transmutiert werden, also etwa die Menge, die bis 2022 anfallen dürfte.

So vielversprechend die Idee der Transmutation sein mag, der Weg zur Umsetzung ist kompliziert und aufwendig. Christoph Pistner, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Öko-Institut in Darmstadt, fragte deshalb, ob wir diesen Weg überhaupt gehen sollten. „Denn um ein sicheres Endlager kommen wir nicht herum“, sagte Pistner. Schon heute gebe es große Mengen radioaktiver Sekundärabfälle aus der Wiederaufarbeitung abgebrannter Brennelemente, die minore Aktiniden und Reste an Plutonium enthielten und in verglaster Form zwischengelagert seien. Er halte es für sehr fraglich, ob diese langlebigen Radionuklide aus der Verglasung isoliert werden könnten, um sie anschließend zu transmutieren. Ein weiteres Problem: Neben Plutonium und den minoren Aktiniden gebe es in abgebrannten Brennelementen noch weitere sehr langlebige Spalt- und Aktivierungsprodukte,

nämlich Kohlenstoff-14, Jod-129, Selen-79 und Chlor-36. Sie ließen sich aus physikalischen Gründen wahrscheinlich nicht transmutieren und müssten also ebenfalls für Zehntausende bis Hunderttausende von Jahren endgelagert werden. Ihre Radiotoxizität bezogen auf das einzelne Brennelement sei zwar gering, weil sie darin nur in sehr geringen Mengen vorkämen. Aber eine Besonderheit mache sie dann doch gefährlich. Sie seien nämlich sehr viel mobiler als Plutonium und die minoren Aktiniden. Wenn es in einem Endlager also zu Problemen käme, die Abfälle z. B. mit Wasser in Berührung kämen, gelangten diese Produkte sehr viel eher in die Umwelt als Plutonium oder die minoren Aktiniden.

Aus all diesen Gründen lehnte Sylvia Kotting-Uhl die Transmutation ab. Die atompolitische Sprecherin von Bündnis 90/Die Grünen sagte zudem: „Die Transmutation bedeutet den Wiedereinstieg in eine neue atomare Großindustrie, die alles mit sich bringt, wovon wir uns aus guten Gründen verabschiedet haben.“ Die Bundestagsabgeordneten Ulrich Petzold (CDU) und Burkhard Lischka (SPD) sprachen sich in der abschließenden Podiumsdiskussion jedoch dafür aus, diese Option weiterzuverfolgen. Lischka betonte allerdings, dass der Stand der Erforschung im Moment nicht ausreiche, Risiken, Kosten und Nutzen gegeneinander abzuwägen.

Einig waren sich die Bundestagsabgeordneten in der Auffassung, dass selbst „inhärent sichere“ Kernspaltungsreaktoren in Deutschland keine Zukunft hätten. Dabei stand weniger die Frage im Vordergrund, ob solche Reaktoren überhaupt realisierbar seien, sondern vielmehr ein politisches Argument. Es sei das Ziel der „beschleunigten Energiewende“, die Treibhausgasemissionen bis zum Jahr 2050 um 80 % bis 95 % gegenüber 1990 zu reduzieren. Dieses Ziel sei so ehrgeizig, dass man die Mittel für Forschung und Entwicklung darauf konzentrieren müsse.

Professor Antonio Hurtado, Leiter des Instituts für Energietechnik an der TU Dresden, plädierte hingegen vehement dafür, die Kernenergieforschung in Deutschland zu erhalten und weiter zu fördern, auch wenn man

in Deutschland an vielen Zukunftskonzepten nicht direkt beteiligt sei. Er verwies darauf, dass in vielen anderen Ländern die Kernenergie ausgebaut und weiterentwickelt werde. So hätten die polnische und die tschechische Regierung erst kürzlich angekündigt, neue Kernkraftwerke bauen zu lassen, und in China werde sowohl in konventionelle als auch in innovative Konzepte investiert.

Die Sicherheit von Kernkraftwerken sei in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich verbessert worden, sagte Hurtado. So sei die „Eintrittswahrscheinlichkeit“ für einen schweren Unfall bei einem Reaktor der dritten Generation um den Faktor 1000 geringer als bei den Reaktoren der zweiten Generation von 1980. Bei einem Reaktor vom Typ EPR (Europäischer Druckwasserreaktor), wie er derzeit in Finnland gebaut werde, könne es – nach den Methoden der Wahrscheinlichkeitstheorie – nur noch alle eine Million Jahre zu einem schweren Unfall kommen. Reaktoren wie der EPR seien so konstruiert, dass selbst dann, wenn es – wie in Fukushima – zu einer Kernschmelze kommen sollte, keine Radioaktivität in die Umwelt gelangen könne. Der Trick sei, dass man sich nicht mehr auf aktive Sicherheitskomponenten verlasse, um einen solchen Störfall zu beherrschen. Aktive Sicherheitskomponenten könnten ausfallen. Vielmehr würden passive Komponenten verwendet, die ohne aktive Steuerung funktionierten. Unterhalb des Reaktorkerns werde ein keramisches Auffangbecken („Core-Catcher“) installiert. Sollte es zu einer Kernschmelze kommen, rinne das geschmolzene Kernmaterial über eine Rampe in dieses Becken. Dort verteile sich die Masse dünn und gleichmäßig, sodass sie leichter mit Wasser gekühlt werden könne. Das dafür benötigte Wasser werde im Reaktorgebäude vorgehalten und per Schwerkraft in das Becken geleitet. Außerdem verfüge ein solcher Reaktor über eine noch größere Zahl „diversitärer Sicherheitssysteme“ als bisherige Reaktoren. Sie erfüllten denselben Zweck, funktionierten aber unterschiedlich, sodass eventuelle Konstruktionsmängel eines Sicherheitssystems durch ein anderes ausgeglichen werden könnten. Zudem sei der Sicherheitsbehälter, in dem sich der Reaktordruckbehälter befindet, doppelwandig und bestehe aus Stahlbeton mit einer Gesamtdicke von 2,6 Metern.

Bei Reaktoren der vierten Generation gehe man noch einen Schritt weiter. Sie würden so konzipiert, dass aus physikalischen Gründen eine Kernschmelze gar nicht möglich sei. Die technischen Konzepte für solche Reaktoren seien recht vielfältig. Als Beispiel nannte Professor Hurtado eine fortgeschrittene Variante des Hochtemperatur-Reaktors, wie er derzeit in zwei Einheiten von jeweils 250 Megawatt in China gebaut werde. Dieser Hochtemperatur-Reaktor bestehe aus einem Reaktordruck-Behälter mit Gebläse und einem separaten Dampferzeuger. Der Kernbrennstoff bestehe aus Uran-Kügelchen, die mit Graphit und Siliziumkarbid umhüllt seien. Diese Hüllen verhinderten den Austritt von Spaltprodukten und ersetzten die sonst üblichen Brennstabhüllen. Mit derartigem Brennstoff sei eine höhere Energieausbeute als bei anderen Reaktortypen erreichbar. Der Wegfall der metallischen Hüllrohre verbessere die Neutronenbilanz im Reaktor, denn die Neutronenabsorption in Graphit sei geringer als in den Hüllrohrwerkstoffen. Als Kühlmittel werde Helium verwendet. Bei diesem Reaktorkonzept werde darauf geachtet, dass eine schlanke Geometrie realisiert wird, also ein großes Oberfläche-zu-Volumen-Verhältnis. Es würden Materialien verwendet, die hochtemperaturbeständig seien und auch bei hohen Temperaturen in der Lage seien, Wärme abzuleiten. Dafür werde Graphit verwendet. Die Kern-Leistungsdichte sei allerdings wesentlich geringer als bei einem Druckwasserreaktor, nämlich nur 3,5 Megawatt pro Kubikmeter anstelle von 100 Megawatt pro Kubikmeter. 50 Megawatt pro Kubikmeter seien es bei einem Siedewasserreaktor. Folglich müsse ein solcher Reaktor bei gleicher Leistung wesentlich größer ausfallen. Die inhärente Sicherheit werde dadurch gewährleistet, dass bei einem Störfall die nukleare Kettenreaktion von alleine zum Erliegen komme. Die Brennelementkugeln seien so konstruiert, dass bei einer Temperaturerhöhung infolge eines Störfalls auch eine erhöhte Absorption von Neutronen stattfindet, sodass die Zahl der Spaltungen abnehme. Dadurch könne der Reaktor nicht überkritisch werden. Die entstehende Nachzerfallswärme werde durch die vorhandenen großflächigen Graphitstrukturen abgeführt.

Das Interessante an diesem Reaktortyp sei, dass er eine breite Nutzung der

vorhandenen Temperatur-Spanne möglich machen könne. Im Hochtemperatur-Bereich könne die Prozesswärme genutzt werden, um Wasserstoff herzustellen. Im mittleren Temperatur-Bereich könne elektrische Energie erzeugt werden. Und im Niedertemperatur-Bereich könne mit der Wärme Meerwasser entsalzt werden. Das sei ein Zukunftsprojekt, das in Japan mit einem 30-Megawatt-Hochtemperaturreaktor erprobt werde.

Rainer Moormann sah die „inhärente Sicherheit“ von Reaktoren der vierten Generation deutlich kritischer als Professor Hurtado. Als wissenschaftlicher Angestellter beim Forschungszentrum Jülich hat er sich viele Jahre intensiv mit der Sicherheit von Kugelhaufenreaktoren beschäftigt. 2008 veröffentlichte er eine Studie zur Sicherheit von Kugelhaufenreaktoren, für die er mit dem Whistleblowerpreis 2011 ausgezeichnet wurde. Der Whistleblower-Preis wird an Personen vergeben, „die als Insider schwer wiegende Missstände, Risiken oder Fehlentwicklungen aus ihrem beruflichen Umfeld im öffentlichen Interesse aufgedeckt haben“. Moormann äußerte sich auf der Tagung jedoch nicht im Auftrag des Forschungszentrums Jülich, sondern in seiner Eigenschaft als Reaktorsicherheitsexperte.

Moormann vertrat die Auffassung, dass man den Begriff der „inhärenten Sicherheit“ weiter fassen müsse als die Beherrschung oder Abwehr des Risikos einer Kernschmelze. Man müsse sich alle möglichen Freisetzungsmechanismen von Radioaktivität genau anschauen. Ein mit Graphit moderierter Hochtemperaturreaktor (HTR) z. B. könne in der Tat so ausgelegt werden, dass er im Blick auf eine Kernschmelze inhärent sicher sei. Aber es gebe andere Probleme. Graphit brenne bei Luftzutritt, wie im Fall der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Das sei bei einem HTR besonders gefährlich, weil dieser wegen seiner Größe keinen Druckbehälter haben könne. Graphit könne zudem explosionsfähige Gasgemische mit Wasserdampf bilden. Im Dampferzeuger stehe der Dampf unter einem höheren Druck, als er im Kühlkreislauf herrsche. Wenn es ein Leck im Dampferzeuger gebe, könne Wasserdampf in den Reaktor gelangen. Außerdem verändere Wasser im Reaktor den Neutronenfluss, sodass der Reaktor „durchgehen“ könne. Ein

weiteres Problem: In Kugelhaufenreaktoren lagere sich radioaktiver Staub ab infolge des Kugelabriebs. Komme es zu einem Leck, entweiche dieser Staub. Der Vorteil, dass sich ein graphit-moderierter Reaktor bei steigenden Temperaturen abschalte, sei zugleich ein Nachteil, denn bei sinkenden Temperaturen schalte sich der Reaktor selbständig wieder ein. Ein ganz gravierendes Problem sei bei Kugelhaufenreaktoren aber, dass man innerhalb des Reaktors keine Messinstrumente installieren könne. Folglich seien sie quasi eine Black Box. All diese Unsicherheitsfaktoren gebe es bei Leichtwasserreaktoren nicht. Die niedrige Leistungsdichte von HTRs führe zu großem Materialverbrauch und damit sehr hohen Baukosten. Die Folge sei, dass an anderen Stellen auf Standard-Sicherheitseinrichtungen verzichtet werde. Insgesamt äußerte Moormann die Auffassung, dass HTRs unterm Strich – in einer ökonomisch einigermaßen konkurrenzfähigen Form – weniger sicher seien als Generation-III-Konzepte.

Nicht zu vernachlässigen seien auch die Aspekte Rückbau und Endlagerung. Ein Hochtemperaturreaktor verursache ein Vielfaches an Rückbau- und Endlagerkosten verglichen mit Standardreaktoren. Das liege zum einen an den großen Materialmengen infolge der niedrigeren Leistungsdichte. Das ganze Graphit sei mit dem langlebigen Kohlenstoff-14 (Halbwertszeit 5730 Jahre) durchsetzt, sodass man bisher überhaupt keine Lösung dafür habe, wohin damit. Weltweit seien bereits 250.000 t davon vorhanden.

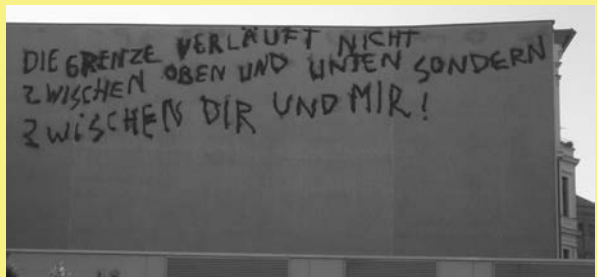
Moormanns Fazit: Für alle Reaktorkonzepte der vierten Generation gelte, dass inhärente Sicherheitseigenschaften nur partiell existierten. Umfassende inhärente Sicherheit im Nuklearbereich gebe es nicht, gravierende sicherheitstechnische Schwachstellen blieben. Verbesserungen im Sicherheitsstandard seien mit einigen Konzepten denkbar, ein Durchbruch zu „nachhaltiger Energieerzeugung“ sei jedoch nicht erkennbar. Alle Generation-IV-Reaktoren seien zudem weit von einer Realisierung entfernt und hätten noch sehr großen Forschungsbedarf in der Größenordnung von 10 bis 20 Milliarden Euro je Konzept.

Die Gesellschaft im Gespräch. Grenzbetrachtungen zum Wert des Unterschieds

Von Elisabeth Maria Hofmann

Abfahrt

Ein verregener Augustmorgen am Berliner Ostbahnhof im Sommer 2011. Ich halte Ausschau nach einem roten Fiat mit ungarischem Kennzeichen: eine Mitfahrgelegenheit nach Dresden. Erst am Vorabend hatte ich mich zu diesem Besuch bei meiner Schwester entschlossen, um endlich ihre neue Wohnung in der Neustadt kennen zu lernen, dem Kreuzberg von Dresden, sagt man. Der junge Mann, neben den ich mich nun auf den Beifahrersitz setze, ist Student der Politikwissenschaft, das erfahre ich gleich in den nächsten Minuten. Als ich mich selbst als Kunsthistorikerin vorstelle, klopf schon der dritte im Bunde unserer kleinen Fahrgemeinschaft ans Fenster und steigt hinzu, ganz ohne Gepäck. Bevor der Ingenieurstudent zu seinen Freunden und Verwandten nach Ankara fliegt, erklärt er, muss er noch im Apple Store sein defektes iPhone umtauschen. – Doch von all dem später mehr. Denn nun überqueren wir die Spree in Richtung Engeldamm und mein Blick fällt auf eine weiße Brandmauer, an deren oberen Ende in drei unregelmäßigen Zeilen in großen und schwarzen, etwas zitterigen Buchstaben geschrieben steht: DIE GRENZE VERLÄUFT NICHT ZWISCHEN OBEN UND UNTEN SONDERN ZWISCHEN DIR UND MIR!



DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Wie war das noch? Nicht lange nach dem Mauerfall wurde im Februar 1990 ganz in der Nähe, auf der anderen Seite des Engeldamms in der Köpenicker Straße 137, eines der leer stehenden Häuser des ehemaligen Ost-Berlins besetzt.¹

Mit diesem Gebäude erlangte ein Spruch Bekanntheit, der dort bis zum Bau des Nebenhauses in monumentalen weißen Lettern das gesamte obere Drittel des nackten seitlichen Mauerwerks einnahm: DIE GRENZE VERLÄUFT NICHT ZWISCHEN DEN VÖLKERN SONDERN ZWISCHEN OBEN UND UNTEN.

Als gebaute Grenzen trennen Mauern in unserer alltäglichen Lebenswelt ein Haus vom anderen, das Innen vom Außen oder auch das Hier von dem Dort und das Eigene vom Fremden. Diese wenigen assoziativen Zuschreibungen machen die zweifache Funktion der Grenze deutlich: Das, was nach außen trennt, scheint nach innen Zusammenhalt zu geben. Dabei besitzt die Grenze eine besondere Doppelwertigkeit: Sie verspricht den Schutz der Sicherheit und bedingt zugleich eine Einschränkung der Freiheit. Zwei zentrale Werte unserer demokratischen Gesellschaft scheinen sich somit an der Bedeutung der Grenze zu scheiden – oder sich eben gerade an dieser zu verbinden. Diesen Fragen möchte ich in den folgenden Überlegungen nachgehen. Wegweisend dabei sind die beiden zitierten Maueraufschriften, die nicht nur an Gebäudegrenzen angebracht sind, sondern selbst auch Grenzen benennen und dadurch eine besondere Sinnfälligkeit erlangen. Mehr noch: In ihrer zeitlichen Distanz zueinander erscheint die eine Formulierung als eine Aktualisierung jener alten, heute nicht mehr lesbaren. Die im Wortlaut vollzogenen inhaltlichen Verschiebungen geben 50 Jahre nach dem Bau der Mauer Anlass, darüber nachzudenken, was uns heute trennt und verbindet, jenseits aller manifesten Grenzen.

¹ Die Geschichte des bis heute existierenden Wohnprojektes findet sich auf dessen Website zusammengefasst: www.koepi137.net

Mächte und Mittel

Die innerdeutsche Grenze, die zwei politische wie ideologische Systeme voneinander trennte, besteht nach 1989 nicht mehr. Eine vereinigte deutsche Gemeinschaft kann es dennoch nicht geben, folgt man den Worten: „Die Grenze verläuft nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen oben und unten.“ – Zweifellos leben die Menschen im Zeitalter der Massenmigration und globaler Kommunikationsnetzwerke zunehmend in pluralistischen Gesellschaften, in denen die nationalen Grenzen primär administrative Funktionen erfüllen und sich ethnische Separationsbestrebungen mehr denn je als unzeitgemäß erweisen. Wenn somit die eigentlichen trennenden Unterschiede nicht (mehr) in solchen horizontalen Dimensionen bestehen, dann, so lässt sich mit dem zitierten Ausspruch folgern, müssen diese in der Vertikalen existieren. Mit „oben“ und „unten“ werden dann im übertragenen Sinne etwa „reich“ und „arm“, „vermögend“ und „mittellos“, mithin auch „mächtig“ und „ohnmächtig“ voneinander geschieden. Diese Differenzen bestimmen sich über die verschiedenen Bevölkerungsschichten unabhängig von deren nationaler Zugehörigkeit. Lässt sich aber hier eine deutliche Grenze verfolgen, die dies- und jenseits ihres Verlaufs eine Gemeinschaft der Wohlhabenden und eine Gemeinschaft der Mittellosen generiert? Dem ist ganz offensichtlich nicht so – und dies nicht nur, weil die unüberschaubare beziehungsweise sehr weit verzweigte Zahl der armen und reichen Bewohner dieser Welt die Möglichkeit einer sich durch ihren Zusammenhalt selbst definierenden Gemeinschaft überschreiten. Vom extremen Reichtum bis zur absoluten Armut führen so viele Abstufungen, dass hier eher von diffusen Übergängen als von einer definitiven Scheidelinie zu sprechen ist.

Nichtsdestotrotz steht hinter der beanstandeten Grenze zwischen „oben“ und „unten“ das auch im Grundgesetz verankerte Bewusstsein vom Wert der Gleichheit. Während die materielle Gleichheit ein utopisches Ideal der ethischen Reflexion bleibt, scheiterten deren vordergründige politische Umsetzungsversuche im Realsozialismus und den kommunistischen Regimes. Ja, die radikale Durchsetzung materieller Gleichheit unter den

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Realbedingungen menschlichen Zusammenlebens wird letztlich selbst der allgemeinen Wohlfahrt und der Möglichkeit eines gelingenden Lebens für den Einzelnen nicht gerecht. Hingegen bleibt die immaterielle Gleichheit vor dem Gesetz ein unhintergebar Wert jedes gerechten und freiheitlichen Zusammenlebens. Auch wenn im vereinigten Deutschland soziale Unterschiede bestehen, so ist doch jede Bürgerin und jeder Bürger ganz unabhängig davon zunächst auf formeller Ebene Teilhaberin und Teilhaber politischer Macht. Dass sich dies in der Alltagswirklichkeit nicht so einfach gestaltet, davon zeugen nicht nur jene Nachbarinnen und Nachbarn, die ohne ein Wahlrecht in Deutschland leben. In den aktuellen Diskussionen über die „Einkommensschere“ und die Folgen sozialer Ungleichheit lässt sich nachvollziehen, dass gleiche Lebenschancen ein zu erkämpfendes Gut bleiben, und dies um so mehr, als die jüngsten Geschehnisse in London ein gesellschaftspolitisches Scheitern anzuzeigen scheinen.

Vor eben diesem Hintergrund nehmen sich die apodiktischen Aussagen postmoderner Theoretiker geradezu zynisch aus: Nach Jean-François Lyotard bedürfe die hochindustrialisierte Informationsgesellschaft zur „Identifikation des Gemeinwesens keine geistige Übereinstimmung mehr“, da dies bereits „über die Vermittlung sämtlicher Güter und Dienstleitungen“ erfolge.² – Die Entfremdung einzelner Bevölkerungsgruppen aus ihrem gesellschaftlichen Zusammenhalt ist aber gerade auch eine Folge der ausgrenzenden und isolierenden Wirkung von Werten wie Besitz und Konsum. Die Zweifelhaftigkeit solcher Wertkategorien liegt vor allem auch in deren mangelnder Nachhaltigkeit in Bezug auf das Gemeinwesen und der Tendenz zur Vernachlässigung eines Gemeinsinns. Die Forderung nach einem gleichen Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen schließt daher an erster Stelle die Befähigung zur nicht nur ökonomischen, sondern vor allem auch politischen, kulturellen und sozialen Teilhabe mit ein.

² Jean-François Lyotard: Vorstellung, Darstellung, Undarstellbarkeit, in: Ders.: Das Inhumane. Plaudereien über die Zeit, Wien 1989, S. 207–230, hier S. 214f.

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Dies ist für die Zukunft unseres Gemeinwesens zentral, weshalb die Finanzierung von Förderinstitutionen und die tätige Mitverantwortung der Bürgerinnen und Bürger nicht nur gesellschaftspolitische Pflichten, sondern selbst den Status von kollektiven Werten einnehmen müssen.

Unterwegs

„Bitte in 50 Metern links abbiegen ... Bitte wenden ... Bitte in 70 Metern wenden ...“ Unser Fahrer scheint der sympathischen Frauenstimme aus dem Navigationsgerät wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Ich mache ihn darauf aufmerksam, denn gerade schildert er so enthusiastisch seine Erlebnisse der vergangenen Tage, dass zu befürchten ist, er werde darüber den Weg durch den Berliner Stadtverkehr in Richtung der Autobahnabfahrt aus den Augen verlieren. Meine Sorge erweist sich als unbegründet und der Bericht wird fortgesetzt: Fast eine Woche lang habe er einem Freund im Friedrichshain bei der Herrichtung von Räumlichkeiten geholfen, in denen dieser mit seiner Partnerin aus Vietnam eine vietnamesische Suppenbar eröffnen werde. Im Auto tauschen wir daraufhin weniger Rezepte aus, sondern handwerkliche Erfahrungen, worüber wir dann in eine Diskussion über die Wohnungslage in Berlin geraten. Der Mitfahrer auf der Rückbank berichtet von seinem Umzug aus Kreuzberg nach Tempelhof; die steigenden Mietpreise hätten ihm, seiner Frau und seiner Tochter keine andere Möglichkeit gelassen. – Darüber stutzt wiederum der Fahrer ebenso wie ich selbst, denn dass der jugendlich auftretende Ingenieurstudent zugleich Familienvater ist, hatte wohl keiner von uns beiden erwartet.

Unseren Fahrer interessiert nun aber vielmehr, wer man denn als „Deutsch-Türke“ eigentlich sei. – In der Türkei, so erfahren wir von unserem Mitfahrer, sei er immer mehr Deutscher als Türke. Vor allem durch seine Aussprache gehöre er dort schon nach den ersten Worten zu jenen in Deutschland Aufgewachsenen. Und hier, in Berlin, werde er immer mehr

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

als Türke denn als Deutscher wahrgenommen. Dass manch einer deshalb gegen „die Deutschen“ wettete, könne er gar nicht nachvollziehen. Was solle man denn in einem Deutschland ohne Deutsche anfangen? – Aus dem unbekümmerten Ton, in dem der Mitfahrer berichtet, schließe ich, wie selbstverständlich er seine deutsch-türkische Identität lebt und wie wenig er diese als defizitär auffasst. Ohne jede Scheu fragt unser Fahrer dann auch weiter, wie es mit dem Alkohol stehe. – Natürlich trinke er ab und zu Alkohol, antwortet der Befragte, insbesondere in durchtanzten Nächten. Aber natürlich glaube er auch an Gott ... An einen Gott glaubt der Fahrer selbst nicht. Er wiederum sei ungarischer Herkunft und er fühle sich dort, in Ungarn, auch sehr wohl, obwohl er in Bonn die Schule besucht habe und zur Zeit in Dresden studiere. Den überzogenen Nationalstolz einiger seiner Landesgenossen finde er hingegen lächerlich. Jene, die am lautesten den ungarischen Quark loben, seien dann am schnellsten weg, wenn sich irgendeine internationale Karrierechance biete. Er wiederum könne sich schon vorstellen, zurückzukehren ... Statt nun meinerseits von den verwickelten Identitätsfragen zu sprechen, die mich als Tochter aus einem ostdeutschen Pfarrershaushalt begleiten, frage ich die beiden Herren danach, was denn nun eigentlich deutsch sei. – „Mercedes zum Beispiel,“ erhalte ich zur Antwort. Inzwischen rollt der rote Fiat mit unserer kleinen Fahrgemeinschaft schon lange auf der Autobahn Richtung Dresden.

Mittel und Menschen

Meine Überlegungen zu den Grenzen zwischen und innerhalb von Gesellschaften anhand „horizontaler“ und „vertikaler“ Kategorien führten zu Fragen sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit. Dabei hat sich mit dem Ausblick auf die Notwendigkeit von sowohl institutioneller als auch persönlicher Verantwortung mit einem entsprechenden Engagement die Perspektive von den großen politischen Verhältnissen hin zu kleineren gesellschaftlichen Zusammenhängen verschoben. Steht nun der hohe Wert sozialer Gerechtigkeit ohne Zweifel, so kann dieser doch in Konflikt

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

geraten mit dem in unserer Demokratie ebenfalls sehr hoch geschätzten Recht auf Selbstverwirklichung im Rahmen einer selbstbestimmten, individuellen Lebensführung. Heißt es dann in diesem Sinne „die Grenze verläuft nicht zwischen oben und unten, sondern zwischen dir und mir“? – Eine solche Lesart der bereits eingangs zitierten Worte ist möglich, vereinfacht jedoch stark deren Deutungspotential. Denn in diesem Zusammenhang wäre damit keine qualitativ andere Form der Grenzziehung benannt. Die mit „oben“ und „unten“ identifizierte Unterscheidung von Wohlhabenden und Mittellosen etc. wird nur auf den kleineren zwischenmenschlichen Maßstab von Individuum zu Individuum, zwischen einem Ich und einem Du, übertragen.

Wenn nun aber mit der Grenze „zwischen dir und mir“ eine andere, letztendlich gültige Art der Unterscheidung beschrieben wird als mit jener „zwischen oben und unten“, wie ließe sich diese charakterisieren? Zunächst handelt es sich hier abweichend von allen anderen bisher betrachteten Grenzziehungen um ein persönliches Verhältnis. Das heißt, es geht nicht um einen anonymisierten und damit eher abstrakten Sachverhalt, sondern um ein personalisiertes und konkret erfahrbares Phänomen. Während sich „Oben“ und „Unten“ aufgrund ihrer Gegensätzlichkeit unterscheiden und sich damit zugleich antagonistisch zu einem Ganzen ergänzen, grenzen sich „Ich“ und „Du“ als jeweils eigenständige Einheiten voneinander ab, die durch gegenseitige Bezugnahme eine kommunikative Einheit bilden können. Das bedeutet dann auch, dass dabei die individuelle Freiheit des einen auf die dem anderen eigene Freiheit stößt. Wenn sich in den bisherigen Überlegungen die Pflicht der gesellschaftspolitischen Mitverantwortung als ein besonderer Wert darstellte, so besteht an dieser Stelle ein ganz ähnliches Wechselverhältnis von Verpflichtung und Wertschätzung: So verbindet sich mit dem Wert der persönlichen Freiheit des Ich die Pflicht der Verantwortung für die Sicherheit des Du. Kurz: Mit der Verantwortung für meine Freiheit bin ich zugleich für die Sicherheit des anderen verantwortlich, so wie der andere durch seine Freiheit für meine Sicherheit Verantwortung trägt.

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Die Familie gilt traditionell als kleinste gesellschaftliche Einheit, ja als kleinste Zelle einer großen Gemeinschaft. Ohne die fundamentale Bedeutung der Familie für den Fortbestand unserer Gesellschaft gering zu schätzen, besitzt doch dieses Bild in unserer von pluralistischen Lebensentwürfen gekennzeichneten Gegenwart keine identifikatorische Wirkung mehr. Denn neben „klassischen“ Klein- und Großfamilien leben in Deutschland viele Paare ohne Kinder und immer mehr Single, es gibt gleichgeschlechtliche Partnerschaften und zahlreiche alternative Lebensgemeinschaften in unterschiedlichen Wohnprojekten. Vor diesem Hintergrund bilden Ich und Du die kleinste soziale Einheit eines Wir, mit der sich jede und jeder identifizieren kann. In diesem kleinsten Wir werden schließlich sämtliche, auch im Grundgesetz genannten Unterschiede von Geschlecht und Herkunft, Ethnie und Sprache, Religion, Weltanschauung und vieles mehr nicht annulliert, sondern sie treten in einen gemeinschaftsstiftenden Dialog.

Wenn also mit Grenzen Unterschiede markiert werden, dann setzt sich ein solches Verständnis der Grenze im Zeichen des Dialogs dafür ein, Grenzziehungen weniger unter den Vorzeichen des Entzweiens, des Eingrenzens und des Ausgrenzens zu betrachten. Vielmehr können Grenzen im positiven Sinne des Angrenzens Orte der Begegnung, des Übergangs und des Austausch sein, ja sie müssen es sogar, wenn wir im vereinigten Deutschland ein gemeinschaftliches Leben in Freiheit und Sicherheit gestalten wollen. Dabei sind es gerade die Unterschiede, im Kleinen wie im Großen, die immer wieder den Dialog anstoßen. In diesem anhaltenden Gespräch verständigt sich jeder Einzelne über sich selbst wie über den Anderen, ein miteinander Verständigen, aus dem schließlich auch Gemeinsames wächst. Auf diese Weise bildet eine Gesellschaft im Gespräch eine lebendige Gemeinschaft mit genügend kreativem Potential für eine gemeinsame Zukunft.

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Ankunft

Der rote Fiat verlässt die Autobahn über die Abfahrt Dresden. Unsere kleine Fahrgemeinschaft nähert sich ihrem Ziel, während das Gespräch kein Ende zu finden scheint. Gerade bemerkt der Fahrer, dass sich in der „männertypischen“ Leidenschaft für die beharrliche Recherche nach der günstigsten und effizientesten Software das ursprüngliche Jagdverhalten des Mannes erhalten habe. Ich verzichte an dieser Stelle auf den Beginn einer ausgedehnten Debatte über Geschlechtervorurteile und ziehe die sich nun anbahnende Diskussion von Zukunftsutopien der neuen Technologien vor. Denn in den Forschungen von der Bioelektronik bis hin zur Robotik erscheint der „neue Mensch“ immer weniger als nur phantastische Vision denn als ein realisierbares Konzept. So berichtet der Ingenieurstudent von Projekten, den menschlichen Organismus selbst als Datenträger und -transporteur zu nutzen. Möglich wäre da beispielsweise die Berechnung des Kalorienbedarfs in Echtzeit, sodass bei einem ausgedehnten Abendessen der Speisende rechtzeitig davor gewarnt werden könne, mit einer erneuten Portion über die Stränge zu schlagen ... Wir sind uns alle darüber einig, dass dies das Vergnügen in einer Tischgesellschaft doch sehr schmälern würde. – In diesem Moment hält der Wagen am Neustädter Bahnhof, wo mich meine Schwester bereits erwartet. Bleibt noch Zeit, sich bei der Verabschiedung an die neue vietnamesische Suppenbar im Berliner Friedrichshain zu erinnern, in der wir vielleicht einmal unser Gespräch fortsetzen oder doch auf jeden Fall immer wieder ein neues beginnen können.

Biografisches

1983 in Dresden in einem Pfarrershaushalt geboren, wuchs ich mit meinen beiden jüngeren Schwestern in Mecklenburg-Vorpommern auf. Nach dem Abitur in Neustrelitz und einem Freiwilligen Jahr in der Ernst Barlach Stiftung Güstrow studierte ich Kunstgeschichte und Neuere Deutsche

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL



Literatur an der Freien Universität Berlin sowie für ein Jahr an der Université Paris 1 Panthéon-Sorbonne. Daneben arbeitete ich als studentische Hilfskraft und assistierte in einem Verlags- und Designbüro. Seit April 2011 bin ich in Berlin zur Promotion eingeschrieben mit einer Arbeit zur Ethik und Ästhetik fotojournalistischer Praktiken – ein Projekt, das das Evangelische Studienwerk e.V. Villigst seit Dezember 2011 fördert.

Verbindet mein Dissertationsvorhaben mein grundlegendes wissenschaftliches Interesse mit dem Anliegen, gesellschaftliche Diskurse mitzugestalten, so gab mir der Wettbewerb der Deutschen Gesellschaft e.V. die Gelegenheit, im Format des literarischen Essays auf allgemeinerer Ebene über die soziale Relevanz von Werten nachzudenken. Mein besonderer Dank gilt meiner Schwester Franziska – nicht nur für die Einladung nach Dresden, sondern vor allem dafür, dass sie mich als Sozialpädagogin immer wieder motiviert, den Blick nicht disziplinär zu verengen und das Bewusstsein für die Diversität von Lebensbedingungen und Perspektiven zu bewahren.

Elisabeth M. Hofmann ist 2. Siegerin des Ideenwettbewerbs „Werte und Wertewandel in Deutschland – Was hält die Gesellschaft zusammen?“ der Deutschen Gesellschaft e.V.

Weitere Informationen, auch zu den beiden anderen Siegern, erhalten Sie bei:

Heide Stache

Politik & Gesellschaft

Deutsche Gesellschaft e.V.

Telefon: (030) 88412-201

E-Mail: heide.stache@deutsche-gesellschaft-ev.de

Internet: www.deutsche-gesellschaft-ev.de | www.ideen-wettbewerb.net

DenkWege zu Luther – das bundesweite Jugendbildungsprojekt zur Reformationsdekade

Von Carsten Passin

In Deutschland kann man auf vielen Wegen „zu Luther“ und an seinen Wirkungsstätten unterwegs sein. Die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt e.V. begibt sich seit 2009 auf „DenkWege zu Luther“.

Das Projekt ist ein außerunterrichtliches Angebot zum Philosophieren mit Jugendlichen ab der 9. Klasse und bietet spezielle Seminarkonzepte für die Arbeit mit Schulen und Berufsschulen. Auch außerschulische Träger können das Angebot gut in ihrer Bildungsarbeit nutzen. Darüber hinaus sind Weiterbildungen für Lehrende und andere Interessierte zu Themen der Lutherdekade und zum Philosophieren mit Jugendlichen Bestandteil des Programms.

Dabei verbindet uns eine enge Kooperation mit der Schwesterakademie in Thüringen und dem philosophischen Jugendbildungsverein philoSOPHIA e.V.

In den „DenkWegen zu Luther“ erschließen wir die Bedeutung des religiösen und humanistischen Aufbruchs in der Reformation für unsere Gesellschaft. Wir lassen sie für Jugendliche heute verständlich und verstehbar werden, indem wir an ihre Lebenswelt anknüpfen. Die Jugendlichen finden kompetente Ansprechpartner für ihre persönlichen Fragen der Lebensorientierung in einer komplexen Welt – auch im Hinblick auf religiöse Fragen und auf unterschiedliche Formen der Religionsausübung. Sie lernen dabei, Gläubige, Kirchen und Religionsgemeinschaften als demokratisch gleichberechtigte und unverzichtbare gesellschaftliche Akteure in einer modernen Gesellschaft wahrzunehmen.

Die Ergebnisse der bisherigen Projektwochen zeigen, dass die Jugendlichen die Begegnung mit Anderen, die Erweiterung der eigenen Perspektiven in Gesprächen und Übungen und das Entdecken eigener Denkwege beim gemeinsamen Philosophieren zu schätzen wissen.

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Was ist das Projekt „DenkWege zu Luther“?

Was haben unsere heutige Gesellschaft, unsere Kultur und unser Alltag mit Luther und der Reformation zu tun? Wie kann man darüber mit jungen Menschen so ins Gespräch kommen, dass sie erfahren: Viele der alten Themen und Ideen sind nicht veraltet, aus ihnen kann man Wichtiges für die eigene Lebens- und Werteorientierung lernen? Diese Fragen sind die Leitlinien für die „DenkWege zu Luther“.

Junge Menschen haben tief greifende Fragen: Was ist wirklich wichtig im Leben? Wie frei bin ich? Wie viel muss ich leisten, um etwas wert zu sein? Wie weit kann ich selber aus eigener Kraft bestimmen, wohin es in meinem Leben mit mir geht? Welchen Sinn hat ein Leben, wenn man arbeitslos ist, an schwerer Krankheit leidet und einmal sterben muss? Wie kann ich zurechtkommen mit all dem Leid in der Welt? Warum gibt es so viel Böses?

Martin Luther, der rebellische Mönch, hat sehr radikal über solche Themen nachgedacht. Mit der Überzeugung „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan“ hat er Geschichte geprägt. Aus seinem Glauben gewann er die Kraft, die Veränderung einer ganzen Welt in Gang zu setzen. Was gibt Jugendlichen heute Kraft und Mut, das zu leben und für das einzustehen, was ihnen wichtig ist? Auch gesellschaftliche Themen sind aktuell: Was haben moderne Marktstrategien und das Streben nach Erfolg, Leistung und Anerkennung mit dem alten Streit um den Ablasshandel und mit der reformatorischen Rechtfertigungslehre zu tun? Was können wir für die aktuellen Diskussionen über Freiheit aus der Auseinandersetzung zwischen Luther und Erasmus von Rotterdam lernen? Wie hängt der Zustand der Erwerbsarbeitsgesellschaft mit dem protestantischen Arbeitsethos zusammen? ...

Ziel der „DenkWege zu Luther“ ist es, Jugendlichen die geistes- und weltgeschichtlich bedeutsamen Erschütterungen zu verdeutlichen, die mit Luther und der Reformation verbunden sind und unsere heutige Welt

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

geistig mit formten. Dabei stehen nicht Vermittlung von Wissensstoff und historische Informationen im Mittelpunkt, sondern das Verstehen von Zusammenhängen und Bedeutungen.

Wir wollen damit den Jugendlichen ein Grundverständnis der Reformation, ihrer Vielfalt und ihren Auswirkungen auf unsere Zeit ermöglichen. Die Inhalte der Seminare sollen mit den Erfahrungen der Jugendlichen in eine lebendige, sinnhaltige Verbindung kommen. Deshalb stehen in jedem Seminar diese Erfahrungen am Anfang und bilden den steten Bezugspunkt der Seminararbeit und die Grundlage der Programmentwicklung im Seminar. So werden auch methodische und inhaltliche Wegentscheidungen innerhalb eines Seminars immer mit den Teilnehmenden zusammen getroffen.

Welche Ziele haben wir mit dem Projekt?



DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Da junge Menschen häufig in einem weitgehend säkularisierten Umfeld aufwachsen und wenig mit Fragen von Religion, Kirche und Glauben in Berührung kommen, dienen die Seminare auch dem Gespräch über die religiöse Dimension menschlichen Daseins. Im Mittelpunkt steht hierbei das Verstehen von Begriffen und Wesensmerkmalen protestantischer Religiosität in ihrem Verhältnis zu Gott und zur Welt.

Jugendliche lernen so, Religion als Lebensorientierung zu verstehen. Zugleich können sie ihre eigenen Meinungen, Maßstäbe und Glaubenshaltungen abwägen und ihren eigenen Wertvorstellungen auf den Grund gehen.

Kinder und Jugendliche sind in guter Bildungsatmosphäre meist offen, neugierig und bereit, sich der Welt von verschiedenen Seiten zu nähern, zu staunen und nach Gründen zu fragen.

Die DenkWege-Seminare bieten Formen des praktischen Philosophierens mit Jugendlichen. Philosophieren ist eine Kulturtechnik, so notwendig wie Lesen, Rechnen und Schreiben. Mit der Sprach- und Denkfähigkeit treten wir in die Welt der Philosophie ein. Sie behandelt auf ihre Weise Fragen, die auch in den Religionen wichtig sind.

Beim Philosophieren im Seminar werden feste Deutungsmuster irritiert, Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt und unterschiedliche Perspektiven eingenommen. Kein Thema, kein Gedankengang wird ausgeschlossen, es geht um „Gott und die Welt“ – und um das eigene geistige und praktische Verhältnis dazu.

Entscheidend dabei sind das gegenseitige aufmerksame Zuhören, die geistige Offenheit für Fremdes und Ungewohntes und der Respekt vor dem Anderssein und Andersdenken der Teilnehmenden im Seminar. In einem aufmerksameren Blick in die Welt wurzeln Toleranz und Respekt. Es geht um das Verstehen-Wollen. Das schließt Wohl-Wollen dem anderen gegenüber und das Bewußtsein eigener Grenzen und Irrtumsanfälligkeit ein. Diese Haltungen werden im Seminar geübt. Gerade die heftigen Streit-schriften Luthers und anderer Reformatoren und Humanisten geben hier

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL



gutes Material, um z.B. zu fragen, aus welchen geistigen Haltungen diese intolerante Heftigkeit entstehen musste und wie man anders miteinander diskutieren könnte, ohne eigene Positionen einfach aufzugeben. Ruhe, Besinnungszeiten zwischendurch und Geduld mit sich selbst und anderen beim Auswickeln von Gedanken und Ideen sind für das Gelingen des gemeinsamen Philosophierens wichtige Bedingungen.

Wer unterschiedliche Perspektiven einnehmen kann, verlässt Gewohntes und geht Denkwege zu neuen Sichtweisen, Einschätzungen und Lösungsmöglichkeiten. Philosophieren ist eine Haltung, die es ermöglichen kann, zwischen unterschiedlichen gedanklichen und geistigen Welten Brücken – DenkWege – zu bauen, verschiedene Aneignungsweisen der Welt ineinander zu übersetzen und sie damit verständlich zu machen.

Solche Brücken sind in unserem Projekt besonders wichtig bei der Begegnung zwischen religiösen und nichtreligiösen Welten und Sprachen. Die DenkWege zu Luther sind ein Übersetzungsprojekt – wir dolmetschen im Seminargespräch zwischen religiösen und säkularen Sprachen,

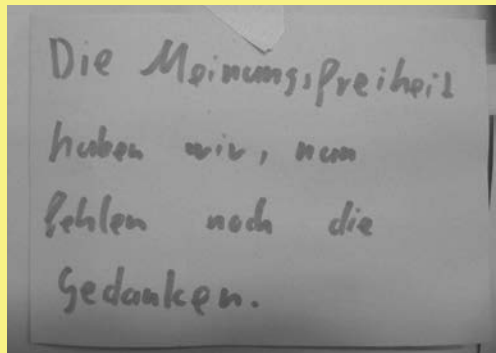
DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

zwischen historischen und modernen Denkformen und -inhalten, zwischen Wertvorstellungen mit 500 Jahren Differenz dazwischen. Was bedeutet Rechtfertigung heute, wie kann ein religiös unmusikalischer moderner Jugendlicher solche Begriffe wie Erlösung, Gnade oder Buße verstehen aus seinem Alltag heraus? Das funktioniert vor allem über Geschichten aus dem Alltag der Jugendlichen und deren genauer Reflexion. Dabei gilt es auch, die unterschiedlichen Sprachebenen zu klären und Grenzen der jeweiligen Weltauffassungen aus Wissenschaft, Religion und Alltagsverstand zu verdeutlichen.

Was heißt Denk-Wege gehen?

Das für Jugendliche zumeist sehr fremde Thema „Reformation“ wird durch vielfältige methodische Zugänge erschlossen, die sich in der außerschulischen Jugendbildung gut bewährt haben.



Diese umfassen unter anderem sokratisch orientierte Gespräche als Grundprinzip der Arbeit, philosophische Übungen insbesondere zu Aufmerksamkeit und Besinnung etwa in Form eines regelmäßig zu führenden Seminartagebuchs.

Es gibt theaterpädagogische Formen, es werden Hörspiele, Musikstücke oder Skulpturen zu den Themen erstellt.

Darüber hinaus gibt es geleitete Textlektüren, hier haben sich z.B. Luthers seelsorgerische Briefe gut bewährt. Luther, Melanchthon, Erasmus und andere, auch neuere Denker und Denkerinnen sind in den Seminaren dank ihrer Texte als virtuelle Gesprächspartner anwesend. Sie werden

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

danach befragt, was sie Besonderes zum Thema beitragen können und was durch sie jeweils neu in die Welt und in die Geistesgeschichte kam. Bei Luther sind das z.B. die Idee der Freiheit des Individuums, der Gedanke einer Demokratisierung von Bildung oder die Weltzuwendung des protestantischen Christentums.

Denk-Wege gehen wir auch in Form von Schreibwerkstätten und Bildmeditationen bzw. über die Erstellung eigener bildlicher Darstellungen zu einzelnen Themen.

Inhaltliche Anregungen geben neben reformatorischen und philosophischen Texten auch Filme, Gemälde, Gedichte, Erzählungen und Lieder. Es zeigte sich, dass gerade einige Liedtexte von Martin Luther, Paul Gerhardt und anderen sehr gut geeignet sind, reformatorische Gedanken auf den Punkt zu bringen. Neuvertonungen oder sprachliche Neufassungen alter Lieder können für Jugendliche auch ein interessanter Zugang zum Thema sein.



DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

Wir organisieren begleitend Exkursionen zu reformationsgeschichtlich relevanten Orten sowie praktische Begegnungen mit dem heutigen Protestantismus: Mit Einzelpersonen und Gemeindeleben, in Gottesdiensten, Institutionen und Projekten, bis hin zu Theater und Kirchenmusik.

Weiterhin nutzen wir erlebnispädagogische Formen, wie z.B. das thematische Geocaching (eine Art „digitale Schnitzeljagd“). Hier sind wir zu Fuß oder mit dem Fahrrad auf DenkWegen unterwegs. Beispielsweise folgen wir den Spuren Luthers an seinen Wirkungsstätten oder wir gehen einem Gedankengang über mehrere Stationen nach.

Im Rahmen des Projektes wurde eine spezielle Online-Seminarplattform entwickelt als moderne Form, Seminare im Internet vor- und nachzubereiten. Die Durchführung der Seminare kann mit Online-Werkzeugen methodisch unterstützt werden. Über die Plattform sind auch Begegnungen zwischen Gruppen möglich, z.B. über Ländergrenzen hinweg.

In den Seminaren werden religiöse Orientierungen und ethische Wertvorstellungen der Teilnehmenden zum Thema gemacht, die den Kern der Person berühren können. Das braucht Zeit für einen längeren gemeinsamen Prozess. Nur so kann Vertrauen entstehen. Mit diesem Vertrauen und etwas Erfahrung im praktischen Philosophieren werden manche Themen und Fragen für die Teilnehmenden überhaupt erst nach zwei bis drei Tagen gemeinsamer Arbeit artikulierbar. Deshalb erfolgt in den „DenkWegen zu Luther“ die inhaltliche Arbeit mit Jugendlichen bevorzugt in mehrtägigen Seminaren bzw. Projektwochen.

Carsten Passin
Projektleiter Denkwege zu Luther



Biografisches

Geboren wurde ich 1960 in Nordhausen und wuchs dort als Arbeiterkind auf.

Nach dem Abitur lernte ich Schlosser, absolvierte meinen Wehrdienst und ging zum Studium von Philosophie und Pädagogik an die Leipziger Universität und lehrte dann an der Pädagogischen Hochschule in Erfurt.

Einige Kommilitonen und ich entwickelten ein alternatives Programm für ein Philosophiestudium in der DDR, das an der Philosophiegeschichte orientiert war. Die ersten halblegalen Schritte zur Umsetzung nach dem Studium wurden durch den Herbst 89 beendet. Ich entschied mich gegen eine weitere akademische Laufbahn. 1992 gründete ich mit 30 Jugendlichen zusammen den Jugendbildungsverein philoSOPHIA e.V., der bis heute Philosophieren mit Jugendlichen betreibt und den ich seitdem leite.

DIE THEMENSEITEN

WERTE UND WERTEWANDEL

In den 90ern habe ich für den AdB – Arbeitskreis deutscher Bildungsstätten als Ostreferent beim Aufbau von Bildungsstätten der politischen Bildung in Ostdeutschland und als Projektleiter für ein Bundesmodellprojekt „Demokratie und Werte. Philosophieren mit Jugendlichen“ gearbeitet. Sieben Jahre habe ich als Jugendbildungsreferent beim philoSOPHIA e.V. hauptamtlich betreiben können, was sonst ehrenamtliche Arbeit war und ist. Nebenbei habe ich immer auch als freiberuflicher Philosoph Seminare und Vorträge angeboten, insbesondere zu Philosophien der Lebenskunst und Lebenskönnerschaft. Bis 2009 habe ich eine dreijährige Grund- und Zusatzausbildung als Philosophischer Praktiker gemacht und eine Philosophische Praxis eröffnet. Seit 2009 habe ich die Gelegenheit, im Rahmen der Reformationsdekade für die Ev. Akademie Sachsen-Anhalt e.V. die „DenkWege zu Luther“ aufzubauen. Ich bin verheiratet und habe zwei Töchter und einen Sohn.

Da die Risiken der Kernspaltung nur mit extrem hohem Aufwand zu beherrschen sind – wenn überhaupt, träumen viele Physiker schon lange von einem anderen Weg: der Kernfusion. Kritiker spotten darüber, denn seit Jahrzehnten heißt es, der Durchbruch gelinge in „50 Jahren“. Professor Ulrich Samm, Leiter des Instituts für Energie- und Klimaforschung/Plasmaphysik am Forschungszentrum Jülich, stellte auf der Wittenberger Tagung dar, warum er dennoch daran glaube, dass die Kernfusion keine „unendliche Geschichte“ sei.

Der große Reiz der Kernfusion liege in ihren billigen „Brennstoffen“. Aus zwei Litern Leitungswasser und 250 Gramm Gestein ließen sich so viel Deuterium bzw. Lithium gewinnen, wie nötig wären, um per Kernfusion eine vierköpfige Familie ein ganzes Jahr lang mit Strom zu versorgen. Deuterium ist ein natürliches Isotop des Wasserstoffs, das in jedem Tropfen Wasser vorkommt. Sein Atomkern besteht aus einem Proton und einem Neutron (^2H). Deuterium wird aufgrund seiner Masse auch als „schwerer Wasserstoff“ bezeichnet. Das Lithium werde benötigt, um daraus Tritium zu „erbrüten“. Der Kern des Tritiums besteht aus einem Proton und zwei Neutronen (^3H) und wird aufgrund seiner Masse auch als „überschwerer“ oder „superschwerer“ Wasserstoff bezeichnet. Bei der Kernfusion werden Deuterium- und Tritiumkerne miteinander verschmolzen.

Die Krux der Kernfusion bestehe jedoch darin, dass es nicht so leicht sei, technisch nachzubilden, was in der Sonne von alleine funktioniere. Man müsse aus den Brennstoffen ein Gasgemisch erzeugen, in dem die Deuterium- und Tritium-Kerne mit so großer Geschwindigkeit aufeinanderprallen, dass immer wieder einzelne Kerne miteinander verschmelzen und dabei Energie abgeben. Einen Gaszustand, in dem die Teilchen so hohe kinetische Energie aufweisen, nenne man „Plasma“. Nur in einem solchen Plasma könne die Energiebilanz positiv sein, also mehr Energie frei werden, als zuvor hineingesteckt wird. Die Temperatur eines Fusionsplasmas sei enorm hoch. Sie betrage etwa zehn- bis hundertmillionen Grad. Und die entscheidende Frage sei, wie man ein solches Plasma erzeugen und erhalten könne.

Die Methode, die im Moment „die Nase ganz weit vorn“ habe, sei der magnetische Einschluss. Mit Hilfe tonnenschwerer Magnetkonstruktionen sei es möglich, das Plasma in einer Kreisbahn zu führen und dabei zusätzlich schraubenförmig in sich zu verdrehen. Das Gerät, mit dem man das realisieren könne, heiße Tokamak. Der derzeit größte Tokamak namens JET (Joint European Torus) werde mit europäischer Beteiligung in England betrieben. Mit ihm sei es bereits vor 14 Jahren gelungen, so viel Energie herauszubekommen, wie hineingesteckt wurde. Nun arbeite man am nächsten Schritt, dem deutlich größeren Fusionsreaktor ITER (International Thermonuclear Experimental Reactor). Er werde derzeit in Südfrankreich gebaut. ITER sei auf eine Leistung von 500 Megawatt ausgelegt und ein Gemeinschaftsprojekt von Europa, Japan, Russland, USA, Südkorea, China und Indien. „Ich lege meine Hand dafür ins Feuer“, sagte Professor Samm, „dass wir mit ITER eine positive Energiebilanz erreichen werden.“ Unklar sei jedoch, ob sich ein Dauerbetrieb realisieren lasse. Sehr wahrscheinlich erreiche man nur einen Intervallbetrieb von etwa zehn Minuten je Intervall. Mit ITER könnten die Forscher aber lernen, wie sich ein Dauerbetrieb realisieren lasse. Frühestens 2035, schätzte Samm, könne ein Fusionsreaktor verwirklicht werden, der kontinuierlich läuft und eine Leistung von einem Gigawatt Strom ins Netz einspeist.

Wolfgang Liebert, Wissenschaftlicher Koordinator der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Naturwissenschaft, Technik und Sicherheit (IANUS) der TU Darmstadt, bezweifelte das. Der Erfolg der Kernfusionsentwicklung hänge sehr stark von Fortschritten in den Materialwissenschaften ab. Es würden Materialien benötigt, die zum Teil höchst widersprüchliche Anforderungen erfüllen müssten. Sie müssten etwa drastisch wechselnde Wärmebelastungen und einen hohen Beschuss mit Neutronen aushalten und zugleich die supraleitenden Magneten vor der Plasmahitze schützen. Ob das gelinge, sei völlig offen. Liebert erwarte erste Prototypreaktoren deshalb nicht vor Mitte des Jahrhunderts. Und der ökonomische Betrieb stehe „in den Sternen“. Also warte man nach wie vor „50 Jahre“ auf den Durchbruch in der Kernfusion. Und 100 Jahre Forschung an einem Reaktorkonzept insgesamt

habe es in der Technikgeschichte noch nicht gegeben.

Die grüne Bundestagsabgeordnete Sylvia Kotting-Uhl räumte ein, dass sie die Kernfusion für eine faszinierende Vision halte. Dennoch lehne sie eine weitere Förderung ab. Wenn erst 2050 mit den ersten Reaktoren zu rechnen sei, dann kämen diese viel zu spät für die Lösung der Probleme, vor denen wir heute stünden. Bis dahin müssten wir nämlich bereits – auf anderem Wege – gelernt haben, ohne Kohlendioxid-Emissionen auszukommen. Zudem sei die Kernfusionsforschung ein „Fass ohne Boden“. Für die Finanzierung des Forschungsreaktors ITER fehlten immer noch 1,4 Milliarden Euro. Und Japan sei aus der Produktion der benötigten Magnetspulen ausgestiegen, weil die Produktionsanlage beim Erdbeben im März 2011 zerstört worden sei.

Während Burkhard Lischka (SPD) all diese Punkte unterstrich, wies der CDU-Abgeordnete Ulrich Petzold darauf hin, dass die Kernfusion keine nationale, sondern eine „Welttechnologie“ sei. Auch wenn die Energiewende in Deutschland ohne Fusion gelingen sollte, käme die Fusion womöglich gerade recht, den gewaltigen künftigen Energiebedarf in Indien und China decken zu helfen. Deshalb sollten wir uns auch hierzulande „dieser Technologie annehmen“.

Auf der Tagung wurde erkennbar, dass es sehr ambitionierte Forschungsprojekte gibt, die das Gesicht einer Kernenergienutzung von morgen deutlich verändern könnten. Ebenso deutlich wurde aber auch, dass viele Grundprobleme der Kernenergie nicht völlig entschärft werden können. Die von der Bundesregierung beschlossene Energiewende könnte jedoch auch für die Kernenergieforschung spürbare Folgen haben, zumindest in Deutschland. Es deutete sich an, dass unter dem Diktat beschränkter Mittel der Spielraum für die Kernenergieforschung kleiner werden dürfte.

Jörg Göpfert
Studienleiter Technikfolgen und Soziales

Das Gewissen

Ein Mensch, von bangen Zweifeln voll,
Ist unentschlossen, was er soll.
Ha, denkt er da in seinem Grimme:
Wozu hab ich die innre Stimme?
Er lauscht gespannten Angesichts –
Jedoch, er hört und hört halt nichts.
Er horcht noch inniger und fester:
Nun tönt es wild wie ein Orchester.
Wo wir an sich schon handeln richtig,
Macht sich die innre Stimme wichtig.
Zu sagen uns: Du sollst nicht töten,
Ist sie nicht eigentlich vonnöten.
Doch wird sie schon beim Ehebreechen
Nicht mehr so unzweideutig sprechen.
Ja, wenn es klar in uns erschölle:
Hier spricht der Himmel, hier die Hölle!
Doch leider können wir vom Bösen
Das Gute gar nicht trennscharf lösen.
Ists die Antenne, sinds die Röhren,
Die uns verhindern, gut zu hören?
Ists, weil von unbekanntem Punkt
Ein schwarzer Sender zwischenfunkt?
Der Mensch, umschwirrt von so viel Wellen,
Beschließt, die Stimme abzustellen.
Gleichviel, ob er das Richtge tue,
Hat er zum mindesten jetzt Ruhe.

Eugen Roth

Grüne Gentechnik neu bewerten?

Von Siegrun Höhne

Zum Erntedankfest 2011 hat Professor Reinhard Szibor, Molekularbiologe aus Magdeburg/ Biederitz, mit Unterstützung des „Forums Grüne Vernunft“ ein Manifest mit dem Titel „Memorandum zur Verantwortung der Kirchen zum Themenfeld grüne Gentechnik“ herausgegeben. Daraufhin veröffentlichte die Kirchenzeitung „Glaube und Heimat“ vom 1. November 2011 ein Interview mit Szibor mit dem Titel »Angstdebatte mit vielfach widerlegten Behauptungen«.

Info: Die weltweite Anbaufläche für gentechnisch veränderte Pflanzen (GVO) ist inzwischen auf 10 % der Gesamttackerbauflächen weltweit gewachsen, allein in den Jahren von 2009 bis 2010 um 10 % auf 148 Millionen Hektar. In Europa werden auf etwa 3 % der landwirtschaftlichen Flächen GVO angebaut, das sind ca. 91400 Hektar. Nur 15 Hektar davon liegen in Deutschland, hier wurde 2010 die Kartoffel „Amflora“ angebaut. Weltweit führend sind nach wie vor die USA mit knapp 67 Mio. Hektar, gefolgt von Brasilien mit 25 Mio. Hektar, Argentinien mit 23 Mio. Hektar und Indien mit 9 Mio. Hektar.

Bei der weltweiten Soja-Produktion sollen inzwischen 81 % gentechnisch verändert (gv) sein, der gv Anteil bei Baumwolle erreichte 64 % und der Mais-Anteil 29 %.

(Quelle: International Service for the Acquisition of Agri-Biotech Applications, ISAAA. Vom Netzwerk gentechnikfreie Regionen werden die weltweiten Anbauzahlen des ISAAA (ohne eigene Angaben) als zu hoch eingeschätzt.)

Hintergrund seiner Initiative ist ein Ergebnispapier der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften vom Mai 2009 zur Rolle „Transgener Pflanzen für die Ernährungssicherheit im Kontext der internationalen Entwicklung“. Das „Forum Grüne Vernunft“, eine Initiative von Privatpersonen, deren Ziel es erklärtermaßen ist, die Diskussion auf eine sachliche Ebene zurückzuführen und damit das Negativimage der grünen Gentechnik abzubauen, bekräftigt die Schlussfolgerungen dieser Konferenz und

bemüht sich offensiv, auf dieser Grundlage die Diskussionen zum Thema in den Kirchen neu zu eröffnen.

Die Umweltbeauftragten und die Kirchlichen Dienste auf dem Lande der evangelischen und katholischen Kirchen in Deutschland haben im Oktober 2003 ein gemeinsames Positionspapier veröffentlicht. Unter der Überschrift „Ungelöste Fragen – uneingelöste Versprechen“ wurden zehn Argumente gegen die Nutzung von gentechnisch veränderten Pflanzen in Landwirtschaft und Ernährung aufgelistet. Diesem Papier ging eine intensive Debatte in den Kirchen voraus.

Die zehn Argumente in Kurzfassung:

1. Verbraucherautonomie in Gefahr
2. Gesundheitsrisiken beim Verzehr
3. Ökologische Risiken beim Anbau
4. Gefahr für die Artenvielfalt
5. Gentechnik fördert den Konzentrationsprozess in der Landwirtschaft
6. Gefahr für die gentechnikfreie Landwirtschaft
7. Ökonomische Fehleinschätzung
8. Fehleinschätzung Pestizid- und Herbizideinsparung
9. Gefahr der Monopolisierung der Lebensmittelerzeugung
10. Mythos: Beseitigung des Hungers in der Welt

Besonders bei den Punkten 4, 5 und 10 argumentiert das „Forum Grüne Vernunft“ anders: In Anbetracht der weiterhin steigenden Weltbevölkerung, der angespannten Wasserressourcen für die Landwirtschaft (auch mit Blick auf den Klimawandel) und des massiven Verlusts von Mutterböden weltweit könne und müsse die Grüne Gentechnik einen wesentlichen Beitrag zur Versorgung der Bevölkerungen und zum Schutz der natürlichen Ressourcen leisten. Es müssten besondere Anstrengungen unternommen werden, um armen Bauern in Entwicklungsländern verbesserte genveränderte Pflanzen unter sozial gerechten Bedingungen zur Verfügung zu stellen. Es wäre auf der Grundlage neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse ein moralischer Imperativ, die Vorteile der GVO-Technologie den armen und benachteiligten Menschen verfügbar zu

machen, um deren Lebensstandard zu erhöhen, ihre Gesundheit (durch weniger Pestizideinsatz) zu verbessern und ihre Umwelt zu schützen.

Diese Argumente sind nicht neu. Würde eine unabhängige Forschung unter Federführung von Entwicklungs- und Schwellenländern gentechnisch veränderte Pflanzen bereitstellen, die lokal und regional angepasst konkrete Problemlösungen böten, und die von den Bauern alternativ zu hergebrachten und konventionell gezüchtetem Saatgut lizenzfrei und unabhängig von weiteren Bedingungen genutzt werden könnten, so wäre das eine neue Situation, die auch neu zu prüfen wäre.

Nach wie vor liegen Forschung, Produktion und die Gewinne von GVO in privatwirtschaftlicher Hand weniger global agierender Konzerne. In der Praxis werden überwiegend Herbizid resistente Pflanzen angebaut. Die Erforschung von regional angepassten Lösungen entspricht nicht dem Ziel einer durchrationalisierten Landwirtschaft und ist in diesem Rahmen nicht wirtschaftlich darstellbar.

Am 1.12. meldete die Presse, dass in Gatersleben (Sachsen-Anhalt) die Bayer CropScience sein europäisches Weizenzucht-Zentrum errichtet, um Weizensorten mit höheren Erträgen für Europa zu bereitzustellen. Ein zweites Weizenzucht-Zentrum entsteht in Nebraska für die Region Nordamerika. Andere sind geplant. Mit Hochleistungssorten und angepassten Pflanzenschutzmitteln will Bayer so „eine nachhaltige Getreideproduktion von der Aussaat bis zur Ernte anbieten können“ (Mathias Kremer, Leiter des Geschäftsbereiches BioScience, Bayer). (dapd Meldung vom 1.12.2011)

Kirchen müssen ihre Position angesichts der globalen Entwicklungen im Bereich der Grünen Gentechnik regelmäßig prüfen und zwischen den in der Zucht angewandten Methoden und dem „Produkt“ Saatgut differenzieren. Zum aktuellen Zeitpunkt jedoch hat das im Jahr 2003 formulierte Positionspapier „Ungelöste Fragen – uneingelöste Versprechen“ nach unserer Ansicht weiterhin uneingeschränkte Gültigkeit.

Anm. der Redaktion: Die genannten Papiere können Sie im Forschungsheim-Büro bestellen.

Wasser sparen mit dem Einkaufskorb

Wasser sparen ist für die meisten Deutschen heute eine Selbstverständlichkeit. In den Haushalten sinkt der Wasserverbrauch pro Kopf seit Jahren kontinuierlich. Waren es 1989 in der BRD noch 148 Liter pro Kopf und Tag, in der DDR sogar bis zu 300 Liter pro Kopf und Tag, so liegt der deutsche Durchschnittsverbrauch inzwischen bei 122 Litern, in Mitteldeutschland teilweise deutlich darunter, bei weniger als 90 Litern.

Ein Erfolg, der neben dem wachsenden Umweltbewusstsein auf sparsamere Geräte und steigende Preise verweist. In den ländlichen Räumen Ostdeutschlands ist der Wasserverbrauch inzwischen so gering, dass die Leitungen mit Trinkwasser gespült werden müssen, um einer möglichen Verkeimung entgegenzuwirken. Geringe Wasserentnahmen erhöhen den Aufwand zur Bereitstellung von Trinkwasser und somit auch die Kosten.

Statistisch gesehen verbraucht jeder Deutsche jedoch indirekt 4233 Liter Wasser pro Kopf und Tag, das entspricht etwa 20 Vollbädern. Seit 1994 wird dieser Verbrauch mit dem Begriff „virtuelles Wasser“ beschrieben.

Der britische Geograf Tony Allen, Kings College London, prägte den Begriff; er berechnete den gesamten Wasserverbrauch pro Produkt, das zu seiner Herstellung, Lagerung und den Transport gebraucht worden ist. Seit 2002 wird der Verbrauch von virtuellem Wasser als „Wasserfußabdruck“ einzelner Personen und ganzer Staaten untersucht.

In Deutschland übersteigt der Import an virtuellem Wasser das natürliche Regenwasserdargebot deutlich, wir sind trotz geographisch günstiger Lage eine Wasserimportnation. Etwa 53 % oder 2243 Liter werden pro Tag und Person importiert. Ohne diese Wasserimporte wäre Deutschland bei gleichem Lebensstil eine Wüste! Ähnlich wie beim Flächenverbrauch zur Produktion unserer Lebensmittel und Industriegüter haben wir den Wasserverbrauch zu großen Teilen exportiert.



Das hat in den Nationen, in denen die Produktion stattfindet, teilweise extreme Auswirkungen. Das UNESCO Institute for Water Education in Delft liefert kontinuierlich Berechnungen und Berichte, die auf der Homepage www.unesco-ihe.org abgerufen werden können (englisch). Die Diagnose der UN-Organisation lautet: Durch unseren hohen Konsum an virtuellem Wasser verschärfen wir ausgerechnet in den Ländern der Erde den Wasserstress, in denen ohnehin Wassermangel herrscht – und wir verstärken damit bestehende Konflikte zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen.

Etwa 80 % des Wasserfußabdruckes wird durch die Landwirtschaft verursacht. Dabei ist Wasser nicht gleich Wasser. Es werden drei Anteile unterschieden: Grünes Wasser bezeichnet die Niederschlagsmenge, die von den Pflanzen aufgenommen wurde bzw. direkt von der Anbaufläche verdunstet. Blaues Wasser steht für künstliche Bewässerung. Graues Wasser berücksichtigt, das Dünge- und Pflanzenschutzmittel eingesetzt werden und bezeichnet die Menge an Wasser, die notwendig ist, das belastete Wasser wieder zu neutralisieren.

Gelegentlich finden wir in Zeitschriften und Zeitungen Angaben, wie viel virtuelles Wasser sich wo verbirgt, z. B.:

Ein Glas Wein – 120 Liter

Ein Glas Apfelsaft – 190 Liter

Eine Tüte Kartoffelchips (200 g) – 185 Liter

Eine Tomate – 13 Liter

Ein Ei – 135 Liter

Ein paar Lederschuhe (Rind) – 8000 Liter

Solche Werte können zwar eine sehr grobe Orientierung geben, doch sollten sie sinnvoll nach den „Farben“ des virtuellen Wassers und der Herkunft des Produktes bewertet werden.

Beispiel Tomate:

Eine holländische Gewächshaustomate „braucht“ dank ausgeklügeltem Wasserrecycling nur 10 Liter/ Kilogramm (l/ kg), eine deutsche Gartentomate 35 l/ kg. Kommen die Tomaten aus der Türkei, schlagen 130 l/ kg zu Buche, bei ägyptischen Tomaten sogar 230 l/ kg. Alles spräche für die Holland-Tomate, wenn wir die negative CO₂ Bilanz durch Beheizung des Gewächshauses ignorierten.

Beispiel Frühkartoffel:

Der überwiegende Teil der Frühkartoffeln, die in Deutschland gegessen werden, stammt heute aus Ägypten. Sie werden nicht im Nildelta angebaut, sondern in der Sahara, bei intensiver Bewässerung mit fossilem Grundwasser. Es werden pro kg Kartoffeln zwischen 300 und 550 Liter Wasser verbraucht. Die Anbauflächen wachsen dank des guten Absatzes rasant. Eine negative „Nebenwirkung“: Durch die Beregnung der Wüsten versalzt die obere Bodenschicht nach und nach und steht somit für keine landwirtschaftliche Nutzung mehr zur Verfügung.



Beispiel Reis:

Reis wird immer beliebter. Thailändischer Reis braucht ca. 3400 l/ kg, Reis aus Marokko „nur“ 2600. Jedoch stammt der weit überwiegende Wasseranteil in den südostasiatischen Anbaugebieten aus Monsun-Regenwasser, das direkt genutzt wird, in Marokko hingegen kann nur knapp ein Fünftel aus Niederschlagswasser bereitgestellt werden.

Egal ob Getreideprodukte, Fleisch, Käse, Gemüse oder auch Bekleidung, Schnittblumen oder Kaffee – die Wassersparpotenziale sind riesig. Jeder kann einen Beitrag gegen den Wassermangel in trockenen Ländern leisten. Doch wie soll das praktisch funktionieren?

Einfache Grundregeln helfen, Wasser zu sparen, ohne aufwendige Fortbildungen zur Thematik:

- Einkäufe besser planen und weniger wegwerfen
(das gilt auch für Textilien)
- Lebensmittel der Region bevorzugen
- Lebensmittel der Saison bevorzugen
(z.B. auch Zitrusfrüchte zwischen Dezember und April)

- Aufwändig verpackte Lebensmittel meiden
- Bio bevorzugen, besonders bei tierischen Produkten
- Auf die Herkunft von Produkten achten

Konkrete Beispiele, weitere Informationen und Hinweise finden Sie unter www.virtuelles-wasser.de

Siegrun Höhne

*Beauftragte für den Kirchlichen Dienst auf dem Lande und
Umweltmanagement*

Quellen:

- Deutsche Vereinigung Gewässerschutz, Schriftenreihe, Nr. 75
Ratgeber „Weniger Wasser im Einkaufskorb“
www.geo.de – virtuelles Wasser
- UNESCO Institute for Water Education, www.unesco-ihe.org
- Joe Dramiga, “Hilfe! Deutschland ertrinkt im virtuellen Wasser“,
in Spektrum der Wissenschaften/ SciLogs
- Nikolaus Geiler, AK Wasser im Bundesverband Bürgerinitiativen
Umweltschutz e.V., Freiburg in: Referat in der Ev. Akademie Tutzing,
Okt. 2008

Rad-Erfahrungs-Tagung 2012

In den letzten BRIEFEN berichteten wir über die erste gemeinsame Sitzung von Stiftung, Trägerverein und Fördervereinen der Ev. Akademie. Eine weitere Gelegenheit des Austauschs bietet die „Rad-Erfahrungs-Tagung“ 2012, ausgerichtet von der Ev. Akademie und ihrem Förderkreis. Sie sind herzlich eingeladen, daran teilzunehmen!

22. bis 24. Juni 2012 | Fr.–So.

Leitung: Christian Lehnert, Siegrun Höhne und Curt Stauss mit Friedemann Ehrig (Förderkreis der Evangelischen Akademie)

Rad-Erfahrungs-Tagung

800 Jahre Anhalt: Entlang der Elbe erkunden wir natürliche Kleinode, historische Besonderheiten und kulturelle Traditionen im ehemaligen Fürstentum. Ein Literaturabend mit Friedrich Schorlemmer und das Akademie-Sommerfest umrahmen die Rad-Erfahrungs-Tagung.

Das Akademie-Programm für das erste Halbjahr 2012 können Sie ab dem 15.12.2011 bei Frau Kerstin Bogenhardt abrufen.

Kontakt: (03491) 498840 oder info@ev-akademie-wittenberg.de



Die Lärche

Durch den Lärchenwald kommend -
diese Lärchen, die mich so wehmütig machen,
diese Lärchen, die so traurig sind,
diese Reise, die so traurig ist.
Am Ende des Lärchenwaldes
sehe ich den Weg, den wir hätten
nehmen sollen,
den Weg, auf dem es nieselt
und der Bergwind weht.
Durch den Lärchenwald kommend -
diese Lärchen, die so wehmütig sind.
Nicht grundlos verlangsamt sich mein Schritt,
diese Lärchen
wispeln in meinem
Herzen.



Kitahara Hakushu

aus: Taisen Deshimaru, Autobiographie eines Zenmönches, Zürich, 2. Aufl., 1990

Steckbrief

Vorkommen, Waldbau und Holznutzung:

- ursprünglich ein Baum der Alpen und Karpaten bis in Höhenlagen von über 2000 m
- in Deutschland in den Mittelgebirgen und auch in der Ebene verbreitet, etwa 1 % der Waldfläche

- Pionierbaumart ohne besondere Nährstoffansprüche, aber sehr lichtbedürftig und konkurrenzschwach
- zunehmende Rolle in Buchenwäldern für die Arten- und Strukturvielfalt
- resistent gegen Luftschadstoffe (außer Ozon)
- kann einen Beitrag zur Luftverbesserung in Städten liefern
- liefert eines der wertvollsten und härtesten heimischen Nadelhölzer
- Holz kommt im Außenbereich ohne Imprägnierung aus (Holz der Böttger)
- aus dem Harz wird Terpentin gewonnen
- Terpentinöl und Lärchennadeln finden Anwendung in der traditionellen Kosmetik

Eine Besonderheit:

Als einzige heimische Nadelbaumart wirft sie ihre Nadeln im Herbst ab und zeigt vorher eine spektakuläre, goldgelbe Herbstfärbung – und das zarte helle Grün der neuen Nadeln im zeitigen Frühjahr ist auch nicht weniger hinreißend. Warum die Europäische Lärche ihre Nadeln im Gegensatz zu all den anderen immergrünen Nadelbäumen abwirft, ist bisher nicht eindeutig ergründet. Wahrscheinlich, weil sie ohne Nadeln Temperaturextremen besser widerstehen kann – und die kommen in ihrer angestammten Heimat, im Hochgebirge, häufig vor. Kaum eine andere heimische Baumart ist so frosthart: bis -40°C . Im Hochgebirge findet man beeindruckende Lärchen – einzeln stehende alte Baumgestalten, die allen Witterungsunbilden widerstanden haben. Sie sind teilweise über 1000 Jahre alt, haben also schon Karl den Großen bei seiner Alpenüberquerung erlebt.

Die Lärche galt als Wohnstatt wohlgesonnener Waldfeen, die verirrte Wanderer auf den rechten Weg geleiteten, sie gaben den Armen Geldbeutel, die niemals leer wurden, Brotkästen, die ewig gefüllt blieben und Käselaike, die stets nachwuchsen.

Redet Geld, schweigt die Welt. – Was uns Werte wert sein müssen

Viele wissen heute nichts vom Wert der Werte. Behauptet Ulrich Wickert, der ehemalige „Mister Tagesthemen“. Die Demokratie ist nicht nur von ihren Rändern her gefährdet. Aus ihrer Mitte heraus, von steuerflüchtigen Konzernchefs und verantwortungslosen Bankern, die den demokratischen Staat mit tragen, droht die Aushöhlung. Beinahe wehmütig sieht Wickert auf den ehrbaren Kaufmann, für den es noch eine ethische Selbstverpflichtung gab. Der noch das Gemeinwohl zum Maßstab seines unternehmerischen Handelns machte. Heute aber ist Gier der Wirtschaftseliten ein „systemisches Problem“, ein neuer Tanz um das Goldene Kalb ist angebrochen. Kasino-Kapitalismus der Manager von Aktiengesellschaften statt persönlicher Haftung und solidarischem Handeln. Doch sind es nur einige Konzernchefs, die die Werte aus dem Blick verlieren? Was ist mit dem verbreiteten Phänomen des Versicherungsbetrugs? Wickert bringt viele positive Beispiele, wie es auch anders geht. Zum Beispiel Danone in Bangladesh. 50 Fabriken entstehen bis 2016. Im Lande produzierter Joghurt, mit 30% des täglichen Vitaminbedarfs eines Kindes in jedem Becher. In Deutschland wünschen 67% der Studierenden in Fächern wie Betriebs- und Volkswirtschaft ein Pflichtfach „Wirtschafts- und Unternehmensethik“.

Christine Lagarde fragt Peer Steinbrück nach dem Unterschied zwischen Kommunismus und Kapitalismus. Sie gibt selbst die Antwort: „Im Kommunismus werden die Banken verstaatlicht und gehen dann pleite. Im Kapitalismus gehen die Banken pleite und werden dann verstaatlicht.“ Was aus dem Kommunismus geworden ist, wissen wir. Was wird aus dem Kapitalismus?

Felix Leibrock

Felix Leibrock ist Pfarrer, Studienleiter an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt sowie Autor zahlreicher Bücher. Mit seinem 2011 erschienenen Reformationsroman „Lutherleben“ bietet er einen unkonventionellen Zugang zu Luther.

Ulrich Wickert: Redet Geld, schweigt die Welt. – Was uns Werte wert sein müssen, Hamburg, Hoffmann und Campe, 2011. 206S., 19,99€ | ISBN 978-3-455-50224-4

AUS DEM INHALT

Editorial

Theologischer Zwischenruf 1
Ein biblischer Grundwertestreit im Advent

Personalie 4
Neuer Umweltbeauftragter in Sachsen

Aktuelles 5
Waldstrategie 2020 in Sachsen-Anhalt

Die Evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland
wollen Umweltschutz stärken 8

Aus der Akademie 10
„Zukunftsprojekte der Kernenergie – Visionen ohne Perspektive?“
Tagungsnachlese

Grüne Gentechnik neu bewerten? 21

Wasser sparen mit dem Einkaufskorb 24

Ankündigung 29

Rad-Erfahrungs-Tagung 2012

Baum des Jahres 2012 30

Die Lärche

Buchtipp 32

Die Themenseiten – Werte und Wertewandel

Die Gesellschaft im Gespräch. 1
Grenzbetrachtungen zum Wert des Unterschieds

DenkWege zu Luther 11

Impressum

POSTVERTRIEBSSTÜCK ENTGELT BEZAHLT

VERTRIEBSKENNZEICHEN 31127

DP.AG

HERAUSGEBER & ABSENDER:

Forschungsstelle für ökologische
Bildung und Beratung
(Kirchliches Forschungsheim)
der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt
Schlossplatz 1d
06886 Lutherstadt Wittenberg
Fon: 03491 4988-0
Fax: 03491 400706
E-mail: forschungsheim@kfh-wb.de
Internet: www.forschungsheim.de



BANKVERBINDUNG (MITGLIEDSBEITRÄGE UND SPENDEN):

Förderverein für die Forschungsstelle ökologische Bildung
und Beratung (Kirchliches Forschungsheim)

KD Bank, Bank für Kirche und Diakonie
BLZ 350 601 90, Kto-Nr. 156 008 90 11

MITHERAUSGEBER:

Reinhard Dalchow, Berlin-Brandenburg
Joachim Krause, Sachsen
Redaktion: Dr. Susanne Faby

DRUCK:

Pegasus Druck, Berlin
Auflage: 950 Stück
Erscheinungsweise: 4 x jährlich

BILDNACHWEIS:

Titelbild: Elisabeth M. Hofmann
Weiße Seiten: S. 3: Curt Stauss; S. 4: Heiko Reinhold; S. 6: Konrad Dudek, www.sxc.hu;
S. 25: virtuelles-wasser.de; S. 27: Andre Künzelmann; S. 29: Roland Scupin; S. 30: Joujou, pixelio.de
Themenseiten: S. 9: Elisabeth M. Hofmann; S. 13, 15, 16, 17, 19: Carsten Passin

Und das Leben ist nun einmal nicht von der Moral ausgedacht:
es will Täuschung, es lebt von der Täuschung ...

Friedrich Nietzsche